

Das Jahr entlang!

Ländliches Brauchtum im Stift Hildesheim



7

Unsere Diözese
in Vergangenheit und Gegenwart

Zeitschrift
des Vereins für Heimatkunde
im Bistum Hildesheim

*

Heft 3

11. Jahrgang

1937

Das Jahr entlang

Ländliches Brauchtum im Stift Hildesheim

Von

Hauptlehrer August Söding

Borsum

Erster Teil: Von der Aussaat bis zum Erntedankfest



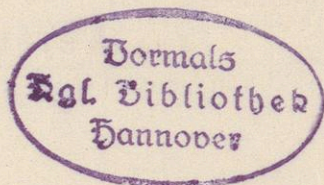
Druck und Kommissionsverlag

Franz Borgmeyer · Buchhandlung · Hildesheim

(1937)

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort	99
Altes Bauernlied	100
„Im Märzén der Bauer die Kößlein einspannt“	100
Lasset uns sîngen, tanzen und springen!	104
Klappern, Krûizepoal und Costerfuir	108
Noal kummt mitter Toal	110
Schäfer, sag, wo tußt du weiden?	113
Ein Bild aus Vorsûms vergangenen Tagen	117
„Wenn Pingst'n is . . .“	121
Sau gaht under Arbat datt Fröhjoahr vorrböi	123
Der Erntezeit entgegen	125
Das Melkmausläuten setzt ein	129
Das Weibbünd wird gesammelt	134
Als die Sîcheln rauschten	137
Gottes Segen und des Bauern Hand erhalten uns das ganze Land!	138



Vorwort.

Unter den vielgestaltigen Aufgaben der Heimat- und Volkstumspflege nimmt die Brauchtumsforschung eine sehr bedeutsame Stellung ein. Immer mehr wird man sich der großen Werte bewußt, die gerade in den Sitten und Gebräuchen für die Gemeinschaftsbindung und -haltung liegen. Sie begleiten den einzelnen Volksgenossen auf seinem Lebenswege von der Wiege bis zum Grabe und bilden nach Dr. Spamer („Handbuch der deutschen Volkskunde“) darüber hinaus „zugleich den festgegliederten Lebensrhythmus des ganzen Volkes.“ „Alle Völker ohne Ausnahme“, sagt schon Ernst Moritz Arndt, „werden mehr durch Sitten und Gebräuche als durch Gesetze und Gebote regiert. Je mehr ein Volk lebendige Sitten und Gebräuche hat, desto weniger bedarf es der Gesetze.“

Streng gebunden an Sitte und Brauch lebt so besonders der Bauer seit altersher auf der von den Vätern ererbten Heimatscholle. Nach überliefertem Herkommen leitet er seine gesamte Wirtschaft im steten Kreislauf des ländlichen Jahres. Vieles ist daran zwar infolge der wirtschaftlichen Entwicklung in der Neuzeit unwiederbringlich verloren gegangen. Aber dennoch hat sich ein reiches, lebensvolles Brauchtum in den Dörfern unserer stiftshildesheimischen Heimat bis auf den heutigen Tag erhalten. Es liebevoll zu pflegen und tatkräftig weiter zu fördern als kostbares Erbe der Väter, erscheint als vordringliche Pflicht, die aus fester Heimatverbundenheit im echt nationalen Sinne allen Beteiligten erwächst. —

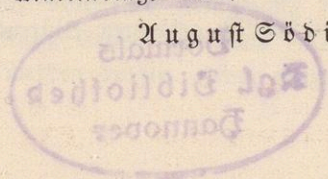
Dieser Aufgabe will auch das vorliegende Heimatbuch „Das Jahr entlang“ dienen. Im äußeren Rahmen des alten Bauernliedes: „Ich bin das ganze Jahr vergnügt“ werden darin die früheren und noch bestehenden Sitten und Gebräuche im Jahresring behandelt und dargestellt. Einzelnes aus den folgenden Ausführungen ist schon in den Tageszeitungen erschienen. Jetzt soll nun eine planmäßige Zusammenfassung des Ganzen geboten werden. Dankbar sei hier meiner treuen Mitarbeiter, der Lehrer Joseph Schrader und Franz Ernst, gedacht, die durch ihre vorzüglichen Photoaufnahmen die Grundlage für die Bilder dieses Buches schufen.

Möge das Büchlein als Beitrag zur heimatlichen Volkskunde in den Herzen unseres Landvolkes neue Liebe und treue Anhänglichkeit an altes Brauchtum aus Väterzeit wecken im Sinne des Dichtervortes:

„Treu der Lehre, treu den Sitten,
Laßt der Väter Brauch uns üben!“

V o r s u m , am St. Martinstage 1937.

August Söding, Hauptlehrer.



Altes Bauernlied.

„Ich bin das ganze Jahr vergnügt,
im Frühjahr wird das Land gepflügt.
Dann steigt die Lerche hoch empor
und singt ein fröhlich Lied mir vor.

Kommt dann die heiße Sommerzeit,
wie hoch ist da mein Herz erfreut
wenn ich vor meinem Acker steh'
und soviel tausend Ähren seh'.

Rückt endlich Jakobstag heran,
dann muß die blanke Sense dran.
Dann zieh' ich in das Feld hinaus
und schneid' und bring die Frucht nach
[Haus.

Im Herbst schau ich die Bäume an,
seh' Äpfel, Birn'n und Zwetschen dran.
Und sind sie reif, dann schütt'le ich sie,
so lohnet Gott der Menschen Müh'.

Kommt dann die kalte Winterzeit,
so ist mein Häuschen überschneit.
Das ganze Feld ist freideweiß
und auf den Feldern nichts wie Eis.

Ich aber habe frohen Mut,
mein warmes Bier bekommt mir gut.
Es wird so mancher Spund geschneit,
indes die Frau am Spinnrad sitzt.

Kommt dann der liebe Sonntag ran,
zieh ich mich nett und reinlich an.
Geh' hin zur Kirch' in stiller Ruh'
und hör der lieben Predigt zu.

Und nach der Kirche sprech ich dann
mit meinem lieben Nachbarmann.
Komm ich nach Haus, wird dann verzehrt
was mir der liebe Gott beschert.

Dann geh' ich in die Christenlehr'
und hör und lerne immer mehr.
Und an dem Abend les' ich fein
in meinem Hilfs- und Notbüchlein.

So geht's jahraus, jahrein mit mir;
ich danke meinem Gott dafür.
Und habe immer frohen Mut
und denke, Gott macht alles gut.

„Im Märzzen der Bauer die Rößlein einspannt“

Sitte und Brauchtum bei der Frühjahrsbestellung
einf und jett.

Erstes Frühlingsahnen hebt nach trüben Winterwochen an. Unter dem Einfluß der belebenden Vorfrühlingssonne regt es sich überall im Boden der heimatlichen Flur. Schlanke, gefaltete Blättchen schieben sich heraus und bewirken ein frisches Grün der jungen Winterfaat. Roggen, Winterweizen und Wintergerste bilden die grünen Fluren, die mit der braunen oder schwarzen Farbe des neu gepflügten Ackers recht malerisch abwechseln.

Bald sproßt es auch am Rain, an Gräben und Begrändern. Gänseblümchen mit weißen und rötlich gefärbten Blütenkörbchen lugen bereits in



Ausfaat. (Nach einem Gemälde von Prof. Koch.)

Mengen zwischen dem Grase hervor. An besonders tonhaltigen und etwas feuchten Stellen reckt der Huflattich seine gelben Köpfe empor. Darüber schwebt oft in schwindelnder Höhe als erster Frühlingsbote der Felder die Lerche, um nach des „Winters langen Schmerzen“ ihr jubilierendes Lied zu singen zum Preise des allmächtigen Schöpfers, der in seiner Güte alljährlich durch das stete Wachstum auf der Erde erneuert das: „Es werde!“

Da gehen nun auch für den Bauer die Tage der stillen Winterruhe allmählich zu Ende. Wieder ist die Zeit neuer Arbeit und froher Hoffnung auf reichen Erntesegen für ihn gekommen. Längst schon ließ die Kohlmeise ihr „Spinn dicke“ ertönen, und die Goldammer, die vor wenigen Monaten noch flehentlich bat: „Buer, Buer, loat meck in die Schün“, rief ihm im fecken Übermut zu: „Buer, Buer, lück meck im Stüt!“ Nach altem Brauch mußten dann Hecheln und Spindeln zunächst einmal beiseite gelegt werden. Des Lebens Notdurst erforderte jetzt vorerst emsige Feldarbeiten draußen auf dem Acker der angestammten Heimatscholle.

Nicht in das Belieben des einzelnen war es jedoch gestellt, damit zu beginnen. Der seit altersher bestehende Flurzwang hatte zur unabänderlichen Folge, daß die Bestellung immer nur nach einem bestimmten Plane gemeinschaftlich ausgeführt werden durfte. Jeder mußte sich unbedingt den

Anordnungen des Bauermeisters fügen, der den Zeitpunkt und die Art der Bestellung auf den verschiedenen Koppeln oder Wannen vorher genau festlegte. Daran erinnern noch die Flurnamen: „Im Bohnensfelde, In den Haserdröhnen, In den Tranen“ u. a. Die öffentliche Bekanntmachung geschah in einer Gemeindeversammlung oder durch den Gemeindediener, der zu diesem Zwecke im Dorfe herumging und ansagte: „Moandagmorgen gahd däi Freujoahrsbestellung an. Däi ganze Dstböte von'en Riehlaackern bett taun Ortsbiefe ward mit Hoabern böistellt!“ Neben dem Ackerlande gab es in der Feldflur noch ausgedehnte Weidesflächen, die als „Gemeinheiten“ von allen benutzt wurden. So hatte Vorsum 1850 vor der Verkoppelung außer 86 Morgen Wiesen insgesamt 304 Morgen 4 Ruthen gemeinsame Weiden. Auch diese mußten in jedem Frühjahr instandgesetzt werden, worüber z. B. folgende Bekanntmachung berichtet:

„Am Donnerstag, den 15. April, morgens 9 Uhr, sollen die Maulwurfschaufen auf dem Bruche gestreuet werden, ein jeder Einwohner hat sich daher um diese Zeit an der Landwehr auf dem Bruche einzufinden.

Vorsum, 11ten April 1813.

Der Canton Maire
Blumenberg.“

Pünktlich zur festgesetzten Stunde zogen dann alle hinaus aufs Feld nach derselben Wanne. Die nötigen Gerätschaften waren schon vorher gehörig in Ordnung gebracht. Ein reges Leben und Treiben entfaltete sich nun bald in der bislang einsamen Dorfflur. Unermüdlich wurde Tag für Tag fleißig geschafft, um den Acker zur Saat wohl herzurichten. Das kommt in dem Bauernliede so zum Ausdruck:

„Im Märzen der Bauer die Rößlein einspannt,
Er setzt seine Felder und Wiesen instand,
Er pflüget den Boden, er egget und sät,
Und rührt seine Hände, frühmorgens und spät.“

Bevor mit diesen Arbeiten begonnen werden konnte, mußten oftmals erst die Grenzen zwischen den einzelnen Äckern neu festgestellt werden. Gar zu leicht war es nämlich möglich, daß der Nachbar oder das angrenzende Dorf beim Pflügen die Furche zu weit gezogen hatte. Darum fand regelmäßig im zeitigen Frühjahr eine Flurbesichtigung statt, woran alle Grundbesitzer teilnahmen. Von Grenzstein zu Grenzstein ging der Umzug, um zu prüfen, ob jeder noch an der richtigen Stelle stand. Die umgepflügten wurden wieder aufgerichtet oder völlig erneuert. Ergaben sich Meinungsverschiedenheiten über einen Grenzstein, so hob man ihn aus und sah nach, ob sich darunter noch die Reste von Holzkohlen oder Eierschalen befanden, die einst die Ahnen beim Setzen des Steines zu seiner genauen Kennzeichnung mit beigruben.

So war früher die Feldarbeit im Vergleich zu heute mit mancherlei Umständen und Schwierigkeiten verknüpft. Doch sie vermochten durchaus nicht, die Zufriedenheit und Arbeitsfreudigkeit des Bauern zu unterbinden. Frohgemut ging er jahraus, jahrein seiner ihm lieb und teuer gewordenen Beschäftigung nach, wie es im alten Heimatliede heißt:

„Ich bin das ganze Jahr vergnügt,
Im Frühjahr wird das Feld gepflügt,
Dann steigt die Lerche hoch empor
Und singt ein fröhlich Lied mir vor.“

Außer Pflug, Egge und Walze kannte man damals keine weiteren kunstvollen Gerätschaften. Wo heute eine moderne breitspurige Drillmaschine in schnurgeraden Linien im gleichen Abstand die Saatkörner in die Erde scharrt, ging einst der Sämann über den frisch gepflügten, dampfenden Acker hin. Den Sack über die Schulter geschlagen, warf er mit der rechten Hand im gleichmäßigen Wechsel zwischen dieser und seinem genau bestimmten Schrittmäße den Samen aus in die fruchtbare heilige Heimatscholle. Dem Dichter gleich sieht man noch in der Erinnerung das traute Bild des Sämanns, wie es geschildert wird in den Versen: „Nun gürtest du um den Leib den grauen körnerschweren Samensack. Der rechte Arm nackt bis zum Ellenbogen, mit flatterndem Ärmel, geht im Schwung mit dem Schritt. Aus der Hand fliegen tausend im Bogen die Körner, sorglich verlesen, glatt und prall und glänzend in Keimkraft.“ (Ferdinand Meyer.)

Für diese Aussaat der einzelnen Fruchtarten hatten sich nach altem Herkommen die verschiedensten Bauernregeln herausgebildet. Sie waren nicht nur Wetterzeichen, sondern bestimmten auch den Gang der Arbeit in Feld und Garten. Der Kalender galt als maßgebend im Kreislauf des Bauernjahres. Darin kam bestimmten Tagen oder Festzeiten eine besondere Bedeutung zu. Das zeigt beispielsweise die folgende Regel:

„An Sanct Benedikt (21. März) gesäet,
Erbs und Zwiebel gut gerät.“
„An St. Gertrud (17. 3.) sät man Kresse und Salat,
Und hat dann davon früh und spat.“

Den Flachs säte man am besten in der Woche nach der dritten Wittmesse. Kam am Rande des Vorsumer Holzes „däi witte Rötter (der blühende Schwarzdorn) zum Vorschein, dann war es Zeit, die Sommergerste zu säen. Der bekannte Bauernpfarrer Joseph Weigert berichtet ähnlich von folgenden Regeln:

Sähe Korn Egidi (1. September)
Hafer, Gerste Benedikti (21. März)
Säe Flachs Urbani (25. Mai)

Wicken, Rüben Kiliani (8. Juli)
 Sae Hanf Urbani (25. Mai)
 Viti Kraut (15. Juni)
 Erbsen Gregori 12. März)
 Linsen Philippi Jakobi (1. Mai)
 Grab Rüben Vinkula Petri (1. August)
 Schneid Kraut Simonis Juda (28. Oktober)
 Trag Sperber Sixti (6. April)
 Fang Wachteln Bartholomäi (24. August)
 Bleib Stuben Kalixti (14. Oktober)
 Heiz warm Natale Domini (25. Dezember)
 Iß Lammbraten Oculi (4. Sonntag vor Ostern)
 Iß Gans Martini (11. November)
 Trink Wein per circulum anni (das ganze Jahr hindurch).

Von diesem sinnigen Brauchtum ging gewiß vieles infolge der neuzeitlichen Wirtschaftsführung verloren. Geblieben aber ist unvermindert die hohe Bedeutung einer zweckmäßigen Aussaat für die Ernährung unseres deutschen Volkes aus eigener Scholle. Das Werk wird und kann nur gelingen, wenn der göttliche Ackeremann, „der da ist unser lieber Herr Jesus Christ, der sät auf die Erde den göttlichen Samen, und uns nährt allein ja alle zusammen“, seinen Segen dazu gibt. Laßt uns darum singen und beten wie in der Strophe aus einem alten Gesangbuche von 1602:

„Was wölln wir aber heben an,
 Wölln singen von einem Ackeremann,
 Und der uns den Acker thuet mehren,
 Gott Vater, Sohn und heiliger Geist,
 Der wöll uns weisen und lehren!“

Lasset uns singen, tanzen und springen!

Kinderspiele, Lieder und Abzählreime zur
 Frühlingszeit.

Nun sind vor den warmen Strahlen der Frühlingssonne die letzten Spuren des scheidenden Winters vergangen. Auf den Straßen und Plätzen unserer Dörfer trifft man lustige Kinderscharen bei frohem Spiel, munterem Tanzen und Springen an. Ein bunt bewegtes, jugendfrisches, unbekümmertes Leben ist es, was sich dort entfaltet. Wer kann sie aufzählen, all

die verschiedensten Ball-, Kriegs-, Tanz- und Reigenspiele, die nach altem Brauch im Kreislauf des Jahres immer regelmäßig wiederkehren? Mit welcher Freude und Ausdauer betreiben jetzt die Jungen auch das bestens bekannte „Knickern“, wobei es reiche Gewinne in Gestalt von bunt bemalten kleinen, aus Ton gebrannten Kugeln und glitzernde blanke „Glasknicker“ zu erringen gilt. Rock- und Hosentaschen werden voll damit gefüllt. Die „Kleinste“ aber tragen ihre kostbaren Schätze wohl behütet stolz vor sich auf der Brust in einem feinen Beutelschen, das ihnen die liebe Mutter oder eine größere Schwester stricken oder nähen mußte. Tüchtig wird auch nach dem Kreisel „Brummküsel“ geschlagen, der sich, von den emsigen Peitschenhieben angetrieben, zur Freude der Kinder immer schneller dreht.

Lauter Jubel herrscht wieder bei anderen Gruppen, die sich durch Kriegen, Haschen, Suchen und Verstecken im lebhaften Umhertummeln belustigen. Diese Spiele beginnen zunächst mit dem wichtigen „Abzählen“, um festzustellen, wer als erster „kriegen oder suchen“ muß. Dabei fehlt es an den nötigen „Abzählreimen“ nicht, wovon insbesondere die Mädchen eine große Fülle geläufig und sicher beherrschen. Als uraltes Brauchtum haben sich diese vielseitigen Knittelverse schon lange Jahre hindurch unter der Kinderwelt im dörflichen Umkreise erhalten. Immer wieder lernen sie die jüngeren von den älteren, und so hat wohl jedes Dorf neben den allgemeinen gebräuchlichen noch einen mehr oder weniger örtlich abgestimmten Bestand.

Gehen wir einmal unter die spielenden Kinder, so hören wir, wie sie begeistert all ihre bekannten Reime im bewundernswerten Eifer aussagen. Da zählt z. B. ein Mädchen:

„Eins, zwei — Polizei,	Neun, zehn — laßt uns geh'n!
Drei, vier — Grenadier,	Elf, zwölf — ins Gewölb,
Fünf, sechs — alte Hex,	Dreizehn ist die Kron'
Sieben, acht — gute Nacht,	Für unsern lieben Sohn.“

Wieder ein andermal heißt es:

„Eins, zwei, drei.	Kommt die Katz und holt den Fisch,
In der Dekanei	Kommt die Köchin mit der Gabel
Steht ein Teller auf dem Tisch.	Sticht die Katze in den Schnabel.“

Sehr verbreitet ist ferner folgender Abzählreim:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben —	
Peter Paulus hat geschrieben	Drei Pistolen:
Einen Brief	Eins für mich,
Nach Paris,	Eins für dich,
Der soll holen	Eins für Bruder Heinerich!“

Nicht selten hört man auch zählen:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben —
Wo ist denn mein Schatz geblieben?
Ist nicht hier,
Ist nicht da,
Ist wohl in Amerika.
Oder ist er in Berlin,
Wo die Rosen zweimal blühn.“

An die frühere Zeit der Flachsbearbeitung erinnert dieser Reim:

„Enter tenter topp	Bauer bind den Pudel an,
Peter hat 'nen Lopp,	Daß er mich nicht beißen kann!
Wenn es keine dreißig sind —	Beißt er mich, verflag ich dich:
Dreißig sind es doch!	Dreißig Taler kost't es dich!“

Von der Schularbeit heißt es:

„Enter tenter Tintensaß,	Mädchen müssen Fackel tragen,
Geh zur Schul' und lerne was!	Jungen müssen Trommel schlagen:
Wenn du was gelernt hast,	Biff, baff, buff.“
Steck' die Feder in die Tasch'! —	

Oftmals kommen in den Abzählreimen auch derber Witz und Humor zum Ausdruck wie in den folgenden:

„Auf der Straße Nummer acht	Wer soll seine Wäsche waschen
Wird ein kleines Kind gebracht.	Ich oder du?
Wie soll es heißen?	Der Vater kriegt 'ne Kuh,
Annemarie Ratterkasten.	Und was die Kuh am Schwanze hat,
	Das kriegt du!“

Kurz und bündig hieß es bei uns in meinem Heimatdorfe auf plattdeutsch:

„Enne, denne, donne,	Eiken, Veike, Veuten,
Diu bist 'er vonne!	Diu moßt seuten!“

Viel Vergnügen bereitete uns immer folgender Spruch:

„Eine, twei, drei, veire, feiwe, fesse	Ramm dei Sneier mitt 'er Elle
Juse lüttje Blesse	Slag datt Rättchen fuore Prella.
Flug ubert Woater,	Ei joa, Raterbrae,
Hale seck en dicken fetten Fisch,	Juse lüttje Hund
Leggt 'nen uppen Klockendisch,	Is funtterebunt!“

Neben all diesen Abzählreimen, die zur Einleitung der größeren Bewegungsspiele dienen, singen und tanzen unsere Kinder noch immer gern auf blumiger Frühlingswiese oder grünem Ager zu jenen schlichten, einfachen Liedern, die uns so seltsam lieb und traut anmuten.

Wie sehr diese Lieder dem Kindergemüt zusagen, das haben sie durch Jahrhunderte alten Brauch bewiesen. Sie verkärten die Lebensmorgen und beglückten unzählige Kinder täglich vom Erwachen bis zum „Schlupf unter die Deck.“ Wirklich uralt sind viele unserer heute noch gesungenen Kinder- und Spiellieder. Man ist überrascht, wenn der tiefe Sinn erkannt wird, der sich oft hinter ihnen verbirgt. Vielsach gehen sie zurück bis in die fernste Vorzeit unserer völkischen Vergangenheit. Damals waren sie keine Kinderlieder, sondern heilige Hymnen zum Preise der verschiedenen Göttergestalten. Zu diesen Liedern mit mythischen Erinnerungen gehören vor allem die zahlreichen Holdalieder. Holda war die hilfreiche Himmelsgöttin. Sie segnete die Fluren und beschützte das Haus. Tief in den Wolken, im Wolkenbrunnen, hatte sie ihre herrliche Wohnung und ihren blumenreichen Garten. In Blütenfeldchen und auf Büschen, im Holderbusch weilten dort bei ihr die Seelen der unborenen Kinder in Gestalt kleiner Vögel, die beim Anblick der Menschen ängstlich forthuschten. Noch heute klingt es so von munteren Kinderlippen:

„Kinkel, Kinkel, Reihe!	Eigen unterm Holderbusch
’s sind der Kinder dreie.	Rufen alle: „Husch, husch, husch.“

Auch in dem bekannten

„Malkäfer flieg,	Die Mutter ist im Pommerland,
Der Vater ist im Krieg,	Pommerland ist abgebrannt!“

ist dieses Pommerland nichts anderes als ein mißgedeutetes „Hollerland“. Holdaland, Reich der Holda.

Wieder ein anderes Mal tönt es im Kesselreigen:

„Dreimal um den Kessel,	Holda, du mein liebes Kind,
Ich weiß nicht, was da flog,	Du sollst den Schleier tragen,
Da flog ein wackeres Mädchen	Und wenn der Schleier in Stücke reißt,
Das sang so:	So fall’n wir alle um.“

Im Schleiergewand, dem Schwanenhemd, schwebten nämlich die Walküren durch die Lüfte. Wer ihnen den Schleier raubte, bekam Gewalt über sie. Solange die Walküre den Schleier trug, konnte sie fliegen, zerriß er, so stürzte sie zu Boden.

Solch spielende und singende Kinder sind etwas rührend Schönes. Um sie und in ihnen ist „Freude, Unschuld, Sonne, Glanz!“

Nicht verstummen sollen und dürfen darum all unsere bekannten Spiellieder und Abzählreime. Sie zu sammeln und als wertvolles Volksgut zu erhalten, ist eine schöne und dankbare Aufgabe, wie Herder schon einmal ausruft: „Was für ein großes, treffliches Ideal wäre mir daselbe, wenn ich mich je in Liedern dieser Art versuchte! Eine ganze, jugendliche kindliche Seele zu füllen, Gesänge in sie zu legen, welch’ ein Zweck, welch’ ein Werk!“

Klappern, Kruizepoal und Osterfuir.

Ländliches Brauchtum von Karfreitag
bis zum Ostertag.

Andacht un Prie an „Stillen Fröidagoam“ sind tau Enne. Uppen Rügge-
wege vonner Kerken dräpet sech däi eole Mester Prinzlau un söin Noaber
Kasper Welge. Bade seiten vorr sechzig Joahren tausammen inner selben
Schaubank un hūret niu midde taun öllersten Luin in Därpe. Mäir wöi jeder
Annere könnst sei vonner eoln Töit vertelln. Memmer kört düsse truin
Frünne giern davon. Sau kumet'se eof huiteoamd wier doarupp te spräken.

„Watt hett'e Pasteor doch schüne priet,“ fangte Noaber Welge an.
„Doa, Kasper,“ giffst Mester Prinzlau tauer Antwuort, „doa heste recht.
An düssen Doage goacht däi Würe oaber eof deiper tau Harten. Man säuhst
orndlich däi Trauerstimmunge un ward sau ganz eigen tau Sinne. Däi
Kloffen loatet sech nich hūrn. Dahne datt vorrherige Luin kumet stille von
allen Söiten jung und eolt noar Kerken. Datt was freuher doch noggen
betten anners. Taur Kerkentöit wuord'e klappert. Wei Jungens tügen
denn dürt Dörp. Jeder von ösch härre doaböi söine höltene Klappern inner
Hand. An allen Stroatenecken klappern wei feste rupp leos. Wuo is dütt
woll eigentlich in Buessen awekuommen? In Hassen un Voabenstie giffst et
datt Klappern doch huite noch. Döi Jungens in Voabenstie segget böin
Klappern en schöinen Spruch her. Taum iestenmoale hett et:

„Eifen, Beifen, Viuer,
ett lutt datt ieste Schiuer.“

Datt tweitemoal:

„Et lut datt tweede Schiuer.“

Böin iesten Moale raupet se:

„Eifen, Bäufen, Verken
Et is niu Töit taur Kerken!“

Dütt Klappern möste eof in Buessen wier innefueert wiern. Man kört
doch huitigen Doages sau viel von dāin eolen Sitten, un en poar hölten
Klappern leiten sech balle oahne greote Kosten taurechte moaken. Inner
Kerken giewet däi Missedöiners noch mitter Klapper däi neudigen
Teifen. Datt passet sau guit taun Singen oahne Orgelspielen. Watt
hallen woll freuher groade inner Andacht an „Stillen Freidagoam“
iuse eolen Fastengesänge sau warmhartig dürt de Kerken. Doarinne

brennen bloß en poar Lichte vorr'n heiligen Groabe. In düffen schumerigen Schöine stünnen dāi vielen hōlten Figiuren bōin Groabe un stimmen sau recht taur Andacht. Lange leiwe Joahre wūrn 'se all ūmmer wier inner Karwecken uppestellt. Doa schaffe man düsse Figuren aff un stelle doavorr mair „Kunstwerke“ an ūhre Stie. Joahrelang hett seck denn viele von dāin eolen Stücken uppen Hiusboddens rummerdriem. Huite suiht man noch en poar in iusen Dārpmuseum. Sei sind wier'e funnen un niu doa schön underebrocht. Datt is wirklich giut'e meint. Watt vorr Erinnerung hānget nicht doanne! Loat Kunst Kunst soin, oaber wei heolet midder rechten Gesinnunge. Dāi woisen wōi bōin Singen von iusen eolen Gesange vorm Groabe an Stillen Frōidage:

„Lob und Ehr wir sagen	Und dazu hast geduldet
Dir Christe, Gottes Sohn,	Am Leibe große Pein,
Der du hast getragen	Was wir haben verschuldet
Für uns viel Spott und Hohn.	Hast du gebüßt allein.
	Kyrie eleison!“

Noaher Andacht ging et an Stillen Frōidagoamd frōitōitig int Bedde. Gigen Klocke seiwe kloppe ösch dāi Mutter an annern Morgen all wier e' riut. Doa wuord datt Eostersuir uppen Kerfhowwe annesticket un e' wōiht. Doa bōi dōrste doch keiner von ösch Jungens fāhln. Von dāin siem Bull und Halsspännerhōwwen hoaln 'we hille datt neudige Holt taun Eostersuire. Dāi Biurn upp düffen Hōwwen wūrn nämlich all dūr Joahrhunderte „Altaristen“. Sōi seiten inner Kerken uppen Chaure un dāi Pasteror hoale bōin Deoe ūhre Leichen von'en Hiuße aff. Doavorr mößten se dāi Prozessionsbilder underheolen. All Doage vorrher moaken wei iusen „Kreuzipoahl“ taurechte. Doatau neihm we ne lange Bōizebohnstange un nägeln beom korrt vorrn Enne öine Quierlatte doareober. Sau was dāi „Kreuzipoahl“ fertig. Düffen heiln we denn bōir Wōihe int Eostersuir. Doadūr wuord'e en betten annebrennt und midde wōiht. In Huiße kamm niu dāi „Kreuzipoahl“ uppen Bodden innen „Hahnebalken“. Hōi schōll denn datt Hius schützen vorr Fiur un anderen Gefahren.

Von all düffen schönen Sitten weit iuse huitige Jugend nichts mair. Doamoals neihmen alle Luie iuten ganze nDārpe ūhre Gesangbecker midde nahn Eostersuire butten im Felle. Dāi Nachtwächter sticke uppen Zeiken datt Fiur an. Heohe Flammen leodern gigen dāin Damdhimmel un moaken rundherum alles hell. Niu stimme dāi Gemeindevorsteher un Biurmester an „Christ ist erstanden,“ un alle sungen kräftig midde. Din noan annern kamm jeder Eostergesang anne Rāige, wōi „Laßt uns erfreuen herzlich sehr“, „Ist das der Leib, Herr Jesu Christ“, eor vorr allen:

„Freu dich, du werte Christenheit,	Die Sorge, die uns war bereit't,
Jesús hat überwunden,	Die ist jestund hinweggeleit'
Die große Marter, die er leid't	Erstanden ist uns große Seligkeit.“
Der ist er jest entbunden.	

Underdessen was dāi Holthucken awehrennt, un alle gūngen stille int Dārp taurūgge mit Eosterfrieden und Eosterglūck in Harten.

Roal kummt mitter Toal . . .

Erinnerungen aus der Hackzeit in früheren Jahren.

Von Kerkturm in Bueffen slat et Klocke eine. Doa ward et in Dārpe wier liebīg. Bleoß fort is in dūsser hillen Tōit dāi Middoagsriuhe. Biel Arbat liurt uppen Felle. Dat Kuorn motte hacket wiern. Doatau sīnd dāi Neuwe all rascher iuter Ire kuomen. Bett tauer Gastenārn ritt dāi Hacke rōie goarnich aff.

Mit greoten Hackmaschoinen un scharpen Mūlters gaht et niu Dag vorr Dag noahe butten. Mahrst blōiwet upp dāin lūttjen Stien bleoß de eolen Luie in Hīuse. Sāi passet upp Kinder un Beih.

Sou sitt eok huite dāi eole Greunegrāß vonner Masch allāine vurn Hīuse inner Sunnen. Hei denket in Stillen an freuhere Tōien. Doamals wasse noch ūmmer sūlmst doabōie west. Watt harre seck'e quālt un awerackert! Jest ober is hei stump un krōppelig 'ewuoren. Datt Arban motte Annern: eoberloaten. Doch hollt hei noch ūmmer greote Stūcke doavon und rāfei groade iut: „Huite sīnd se bōim Weitehacken an Schellhorn, morgen kummt de Hoabern uppen „Drohme“ anne Kāige, un denn gaht et bōi lūttjen anne Neuwe innen „Sūltensteerte“.

Indeme kummt sōin leiwe Frūnd un Schaukamerad, Johann Schmalur, uppen Hoff. Eok hei hett et seck sōin Vīewe siur wiern loaten. Bōi sōine lūttje Kōtherstiehe Nummere veire in'nen „Klāpperhagen“ an Gāuseddike hūre 'ne Discherōie. Uemmer richte seck noar Inschrift an sōinen Hīuse: „In meinem Tun gib mir Verstand, Recht und Wohltun meiner Hand, daß ich die Arbeit treibe wol, wovon ich mich ernāhren soll! Und allen zu gefallen ist unmōglich.“ Daber niu is hei eolt 'wuorn un kann nich māir viel iut lūttjen. Giern gaht 'e namedoages uppe Masch noae Rifus Greunegrāß. Sei passet niu dīnmoal giut teheope. Einer lett uppen Annern nix kuomen. An dāi nōie Tōit kūntt 'se seck swar gewūnen. Doarumme kuomet se ūmmer wedder upp datt Cole tau fūhrn.

Sau is ett eef huite. „Wuoe wöit sind jine Luie mitter Hackeröie?“ freggt Schmalug böim Hennsetten. „Billichte wierd se morgen all mitten Kuornhacken fertig“, giffst söin Fründ Rifus tauer Antwuort. „Watte nich seggst! Joa, Minsche, wuoe hett sech doch dai Welt e' ändert! Dai ganze Arbat is jetzt man bleoß saun Cobergang un Vickupp. Mit ührn greoten Maschöinen flüttshert se dai Koppels aff un doal, datt ett sau buffet. Wöiher stoacht „Mülters“ von allen Sorten paroot. Doamidde trecket dai Mäkens und Friuens dorch de' Räigen un fröiget noch niggemoal smerige Hanne doaböie. Sei willt ett oaber eef sau hebben. Datt man bleoß dai feinen Hanne weif und zoart blöiwet! Datt hübsche Gesichte draff eef nich vonner Sonnen briun 'ebrennt wiern. Ett möchte süß nich vuornehm genaug iutseihn. Hille feuert 'se mit ührn Köen noan Felle un wedder taurügge. Datt Taufautegoahn iss'ene all tau swoar un langwöilig.

Watt mößten wöi ösch doagigen freuher woll affplacken! Wer dachte doamoals all ant Hacken! Ett gung joa goarnich. Datt Kuorn was noch mitter Hand e'faet. Jeder enzelne Kriutstengel wuord doarumme iuter Tre retten. Watt was datt woll vorr'n Fingerken! Krumm un scheif wuorn dai Luie von den vielen Bücken. Kruizelvahn feuhln'se ührn Rüggen nich mäier. Doabbi schöine dai Sunne ofte Dag vorr Dag uppert Vast. Dai Swöit leip von Koppe dorget briun 'ebrennte Gesichte. Doch datt schoade alle nicks. Man wische sech aff un tau glöick mit 'en Hemdsärmeln dreunge un friue wöier.

Ett fähle oaber eef nich an Arbat. Kriut gaff ett ümmer en ganzen Barg vull. Man könn böi aller Quäleröie nich doagigen anfuomen. Upp wecken Koppels was ofte nicks ar lauter Härk tau seihen. Düsse wuord böim Kriuen glöick tauheope bunnen un vams ar Raufutter noan Howwe brocht. Beom uppen Feuhre seiten denn de' Mäkens un Friuns. Hinnerdür keimen dai Mannsluie. Alle wörrn'se vergnuigt un süngen dorget Därp:

„Holdes Grün, wie lieb ich dich,

Süßer, süßer Augentrost für mich!

Denn du bist so wahrlich schön,

Aller Farben Königin!

Mohammed war ein Patron,

Kannte alle Farben schon,

Doch von aller Farbenpracht

Ihm das Grün, das Grün, nur Freude macht!

Hätt' ich gleich ein Königreich,

Blieb ich der Natur doch gleich,

Müßten alle Mädchen jung und schön

Nur grün, ja immer grün gekleidet gehn!“

Doch mitten Härk alläine was ett noch nigge doan. Runterbunt seigen wier annere Felder von reohen Fiuerrausen un blogen Stadtblumen iut. Man seggt tau düffen lesten eok Kaiserblumen. Däi eole Kaiser Wilhelm möchte se doch giern löien. Huite is in Bueschen Felle nich eine mäir doavon tau finnen. Eok däi blasfrevhe Roale is fast ganz verschwunnen. Freuher stünnen doavonn vorr allen innen Roggen hunderte un diufende. Respe un Boffswanz dien wöier datt Neudige. Doa heit ett taupacken. Ett gaff süß nich viel Ruorn inner Aern tau roapen. Diu kennst doch däin eolen woahren Spruch: „Roal kummt mitter Toal, Respe bringt 'nen Biuren iut'n Neste, Boffswanz verlett däin Biurn ganz!“

„Joa, joa, diu heßt recht! Wuo greulich sacht ett maest eok uppen Kartuffelsfelle iut. Dicht annen Bodden krüepen hiupenwöise däi gählen Spalblumen herumme. Greote Laddernbläe neihmen däin Kartuffelplänten Sunne un Noahrunge. Wier an annern Stiechen härre man mit Hauhnerswarm und Diumwocken söine Värenlast. Wöier sünnen sech doa Rüelße und Pennigsfriut nich tau wennig in. Mitunder gung däi scharpeste Mülter nich dorch Quieken un Döißeln. Däin Mäkens moake datt Brügamsfriut viel Spoaß. Sei leggt en sech doavonn en Stengel innen Schauh. Dams uppen Rügge wäe was ett denn 'nen Siuchen und en Lachen. Alle passen upp döinn iesten junken Bengel, däi öinen Mäken entgigen kamm. Düsse wuord in selben Joahr noch söin Brügamm.“

Sau gung under viel Arbat bett Jahannig datt Freuhjoahr vorrböi. Memmer höchter und bäter wöffen underdessen däi Feldfrüchte. In iusen eolen Gesangbaufe heit ett dareober:

„Mit Lust seh' ich zur Frühlingszeit,
Wie samt den Bäumen das Getreid'
In voller Blüthe stehet,
Vordringt, Aehr'n bringt, so die linde Luft und Winde
Fein durchgehen
Und es hin und wieder wehen.“

Mäir wöi huite oaber moake man sech eok Sorgen um eine giue Aern. Datt wöiset ösch ett Maluien, däi Vittboage, Behemissen un iuse eolen Feldfruiße. Wöi öfters süngen wöi doamoals:

„O Herr, durch deine milde Güte,
Das angebaute Feld behüt
Vor Allem, was kann schaden,
Was den Früchten ist zuwider,
Böse Gewitter nicht gestatte,
Gib, das Alles wohl gerathe!“

Buller Freude stund doarumme dāi Viure Sommerdoags vorr söinen Felle. Ett ward joa eok hiute wier giern 'e sungen:

„Kommt dann die liebe Sommerszeit,
Wie hoch ist dann mein Herz erfreut,
Wenn ich vor meinem Acker steh'
Und so viel tausend Aehren seh!“

Schäfer, sag, wo tust du weiden?

Von der früheren Vorsumer Weidewirtschaft
und Gemeindeschäferei.

Um den Kranz stattlicher Dörfer im Stifte Hildesheim breiten sich auf dem fruchtbaren Lössgürtel, Acker an Acker gereiht, weite, reich gesegnete Feldfluren aus. Fast restlos sind sie heute einem hochentwickelsten Ackerbau nutzbar gemacht. Abgesehen von dem Harsumer und Vorsumer Holze beleben nur hin und wieder einige am Weges- oder Grabenrande vereinzelt stehende alte Bäume das gleichförmige Flurbild. So trifft auch hier das Dichterwort von Martin Greif zu: „Weit in das Land blick ich hinaus — nichts, als nur Ähren allumher, fast userlos, gleich wie ein Meer.“

Das war naturgemäß noch nicht immer so, denn die äußere Gestaltung der Landschaft ist beständig dem Kulturwandel unterworfen. Erst die hier in den Jahren 1850—1865 durchgeführte Verkoppelung hat als eine Art wirtschaftlicher Revolution gewirkt. Durch sie bahnte sich die Entwicklung zum intensiven Ackerbau an, der eine grundlegende Umformung des gesamten Landschaftsbildes zur Folge hatte. Wo heute der Pflug seine Furchen in den schweren, braunen bis glänzend schwarzen Ackerschollen zieht, befanden sich bis dahin zumeist grüne Angerflächen, Wiesen und Weiden. Während des ganzen Sommers hindurch waren diese belebt von Viehherden aller Art. Bei der damals vorherrschenden „Dreifelderwirtschaft“ bildete nämlich eine reiche Viehhaltung den Hauptzweig im bäuerlichen Betriebe. Neben der ausgiebigen Pferde-, Rindvieh- und Schweinezucht wurde auf jedem Hofe auch eine entsprechende Anzahl Schafe gehalten. Jeden Morgen zogen zur festgesetzten Stunde sämtliche Herden durch den „Ruh- und Pferdeschlag“ hinaus auf die gemeinsame Weide. Oft blieben manche von ihnen auch in der Nacht draußen auf dem „Nachtanger“. In der Regel jedoch kehrten die Kühe spät abends zurück ins stille Dorf. Wenn dann bereits am westlichen Himmel die goldene Abendröte aufstieg, sangen die jungen Dorf-

burschen beim Herannahen der heimkehrenden Kuhherden gern ihre Neck- und Spottverse. Jedes Dorf hatte damals seinen Kuh-, Pferde- und Schweinehirten, die im „Hirtenhause“ wohnten. Daneben gab es noch eine besondere „Gemeindegemeinschaft“. Diese wurde meistens an einen Schafmeister verpachtet, worüber z. B. die folgende Urkunde aus dem Dorfmuseum berichtet:

Copia
Pacht-Contract
die schäferei betreffend
zwischen
Wolraden Lohmann
undt
der Gemeinde zu Vorsumb
auf 13 Jahre.
Datirt den 23. Marty 1727.

„Kundt undt zu wissen sei hiermitt Jedermänniglichen; Waß gestalten heut untergesetzten Dato undt Jahr zwischen der löblichen Gemeinde zu Vorsumb an Einem, sodann dem Ehr undt Arbeitsahmen Wolraden Lohmann Schafmeister am andern theile, Ein aufrichtig undt unwiderrusslicher Mieth- und Pacht-Contract folgender gestalt verabredet und getroffen worden; Es hat nemlich Eingangs gedachte Gemeinde gemeltem Lohmann die ihrem Dorf zugehörige Erb- undt Eigentümbliche Schäferey verpachtet, daß Erselbige seinem bestem nach nützen und gebrauchen solle und möge, von dem Tage s. ti: Michaelis Archangeli deß hier Künftige Tausend Siebenhundert Neun und Zwanzigsten Jahres an zu rechnen auf die drey Zehn, sage drey Zehn drauff folgenden Jahren, so sich im Tausend Siebenhundert Zwey undt Bierzigsten Jahre im vorbestimmbten terminio s. ti Michalis Archandeli Endiget undt exprimiret umb undt für dreyhundert, sage dreyhundert Thaler undt Ein faß Brühhan; Welche dreyhundert thaler dem Er Wolrad Lohmann mirbesmelter Gemeinde in Einer ungetheilten summa an guter grober gangbarer Reichsmünze bahr auf öffentlichen Spiel- oder Gemeindegemeynde in gegenwahrt der Ganzen Gemeinheiten geliefert undt zugezahlet; auch dabey daß faß Brühhan außgetrunken werden, über welcher richtige überlieferung Er Schafmeister hirmitt billig quitirt wird.“

Im weiteren Wortlaut der Urkunde werden dann die beiderseitigen Pflichten und Rechte, die aus dem Vertrage erwachsen, bis in alle Einzelheiten hinein, genau aufgezählt und eingehend beschrieben. So hat eine etwaige Kündigung des Kontraktes auf „s. ti Joannis Baptista“ zu erfolgen. Erfüllt jedoch der Schafmeister seine übernommenen Pflichten gegenüber der Gemeinde nicht, so kann diese ihn „alle Jahre die Loß Kündigung thun

undt absetzen“. Im Todes- oder Absatze falle „soll die Gemeinde gehalten sein“, die bereits gehobenen Gelder von der Hauptsumme abzuziehen und mit den „darob gebührenden Zinsen“ zurückzuzahlen.

Die Gemeinde stellt ferner dem Schafmeister freie Wohnung, die sie auch auf ihre Kosten unterhält. Sie gestattet ihm, zwei Kühe platzfrei auf der Weide zu halten, und läßt für ihn alljährlich den dritten Teil der „Brache“ bis auf Pfingsten ungesflügt liegen, „damit derselbe das Vieh so lang darauf weiden könne.“ Nach „uhralter Sitte und gewohnheit“ soll er sein Verbleiben haben, ihm so wenig wie der Gemeinde eine gewisse Zahl Schafe vorzuschreiben.“ Dagegen muß der Schafmeister „sowoll der Gemeinden als sein Eigenes Vieh zugleich und zu rechter Zeith aus- undt einführen, auch wie es sich gebühret verwahren, damit kein anlaß zu Klagen vorfallen mögte.“

Stirbt aber der Schafmeister vor Ablauf der dreizehn Pachtjahre, „soll er dadurch Keineswegs bemächtigt seyn die übrigen Jahre seinen Erben oder Einem Tertio überzulassen; Es wäre dan mit bewilligung der Gemeinden. Im übrigen hat gedachter Schafmeister Wolrad Lohmann nichts mehr als daß wohnhauß mit drey thüren (in specie beyden Hausthüren nebst der stubenthür und Kachelofei) in der schäferei befinden so der Gemeinde zugehörig, das übrige aber nemlich die auf dem Hofe befindliche Stallungen, wie im gleichen das fenster in der stuben, Ihm Wolrad Lohman zukommt;“ „Aller ohne arglist undt gefahrden“ sind als wahre Urkunde von diesem Pacht- und Mietkontrakt zwei Abschriften ausgefertigt und vom Vogt Blumenberg im Namen der ganzen Gemeinde unterschrieben und mit dessen „gewöhnlichen Pettschaft“ bestätigt. „So geschehen auf öffendlichen spielhause in gegenwart der ganzen Gemeinde, undt Baumeistern Hans Heinrich Meyer undt Lorenz Müller.

Vorsum den 23ten Marty Ein tausend Siebenhundert undt Sieben Zwanzigsten Jahrs.

In fidem
Jacob Blumenberg
Thumbprobsteyl. Voigt.

Diese uralte Weidewirtschaft war so aufs engste mit dem gesamten Dorfleben verknüpft. Das „liebe Vieh“ bildete nach Jakob Grimm „den vierfüßigen Schatz unserer Ahnen. Es wurde fast mit zur Familie gezählt und deshalb wohl gehütet und versorgt. Von alters her verbanden sich viele denkwürdige Sitten und fromme Gebräuche mit dem Zeitpunkt des Herdenaustriebs auf die neu vergrüneten Matten. Im allgemeinen begann die Weidetrist „wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder.“ Als Regel

galt: „Der Urban (25. Mai) treibt die Kuh aus dem Stall, zu Sankt Gall (16. Oktober) bleibt die Kuh im Stall.“

Auch der Aberglaube spielte hierbei ab und zu eine gewisse Rolle. Um die Kühe und Schafe vor dem „Verheren“ zu schützen, zeichnete man in der Nacht zum 1. Mai drei Kreuze an die Innenseite der Stalltür, wo die Herden beim Austrieb vorbei kommen. Außerdem trugen diese Glocken und Schellen, die mit ihrem Geläut die Unholde des Waldes und der Weide abschrecken und vertreiben sollten. Selbstverständlich konnten dadurch verirrte Tiere auch leichter wiedergefunden werden.

Dieser poesievolle „Herden Glockenklang“ verstummte auf der Dorfflur, als nach Durchführung der Verkoppelung an die Stelle des einstigen Weidebetriebs immer mehr die Stallwirtschaft trat. Damit kam es jetzt auch zur endgültigen Aufhebung der Gemeindschäferei. Am 5. März 1857 wurden mit Genehmigung der „Königlichen Landdrostei die bisherigen Hirtenhäuser und das Schäferhaus im Steinbergischen Gemeindekrug durch den Bauernmeister Heineke im Namen der Weide-Interessenten öffentlich meistbietend verkauft. Das Hirtenhaus (heute Thomas Ingelmann) mit zwei Wohnungen ging in den Besitz der Höchstbietenden Franz Köhler für 280 Taler und Heinrich Hagemann für 272 Taler über. Das den Schäferei-Berechtigten zugehörige Schäfereihaus (heute Schneider Kniefe) erwarb als Höchstbietender mit 800 Talern der Schäfer Kaspar Welge. Die Kaufgelder durften jedoch nicht unter die Interessenten verteilt werden, sondern wurden in echter Gemeinschaftsgegnung vorab zur Deckung der Baukosten des neuen Armenhauses benutzt. Der Rest diente zur Anlage und Unterhaltung von neuen Gräben, Brücken und Wegen in der Feldmark.

Gleichzeitig mit der Aufhebung der Gemeindschäferei kam es auch zur Ablösung der bisherigen „Fleischzehnten“. Dieser bestand aus folgenden Verpflichtungen: 1. Von drei jungen Gänsen, welche der Besitzer einer Reihestelle jährlich aufzog, hatte er ein Stück an die „Domaniel-Kasse“ abzugeben. Zog jemand mehr auf, so gab er „dem ohneerachtet“ nicht mehr ab; zog er weniger auf, so zahlte er für das Jahr nichts. 2. Von je zehn Schaflämmern, welche in jedem Jahre aufgezogen wurden, mußte ein Lamm an die „Domaniel-Kasse“ abgegeben werden. Diese Verpflichtung ruhte auf den Schäferei-Berechtigten in der Gemeinde. Nach Zahlung des bestimmten Ablösungs-Kapitals von 150 Reichsthaler nebst 4 Prozent Zinsen vom 1. Mai 1857 bis zum Tage der Zahlung am 1. Dezember 1857 verzichtete die „Königlich Hannoversche Domainenkammer durch Urkunde vom 9. Dezember 1857 für immer auf diese „Fleischzehnt-Gerechtsame“.

Wie hat sich seit alldem doch das ländliche Flurbild und damit das gesamte Dorfleben wesentlich verändert. Unsere Aufgabe ist es, durch eine

wirksame Volkstums- und Heimatpflege dafür Sorge zu tragen, daß die Erinnerung nicht völlig verblaßt, sondern auch in Zukunft lebendig bleibt an jene Zeiten, wo unter notdürftigeren wirtschaftlichen Verhältnissen als heute doch in der festgefügtten Dorfgemeinschaft stilles Glück und frohe Zufriedenheit herrschten, was so lebensvoll zum Ausdruck kommt in den vielen überlieferten Sitten und Gebräuchen, der Spruchweisheit, den Rätseln, Reimen und Liedern, wie z. B. in dem schönen Schäferliede, das hier den Schluß bilden möge:

„Schäfer, sag, wo tußt du weiden?“

„Draußen auf der grünen Heiden.“

Draußen auf der grünen Heiden

Tun die lust'gen Schäfer weiden!

Und ich sag: „Es bleibt dabei:

Lustig ist die Schäferei!“

Ein Bild aus Vorsums vergangenen Tagen.

Ein Sommermorgen bricht nach kurzer Nachtruhe an. Noch aber herrscht tiefe Stille im Bauerndorf, das „mitten im Felde“ liegt, wie die Nachbarorte, die sich einer Bahnverbindung erfreuen können, von Vorsum zu sagen pflegen.

Da beginnt allmählich das Erwachen in der Natur. Muntere Vogellaute klingen von den „Knicks“ herüber. Es sind dies kleine Gärten, umsäumt von hohen Pappeln, die den Ort franzförmig als Schutzwehr umgeben. Leise hebt der Morgenwind an. Von ihm getragen, hallen jetzt drei helle Glockenschläge vom stolzen Dorffkirchturm über das friedliche Dorf. „Die Nachtruhe ist vorüber“, seufzt ein alter Mann. Drei Uhr, fragst du Kind der Gegenwart? Ja, um 3 Uhr stand dein Ahn vor seiner Tagesarbeit. Ein kurzes, andächtiges Dankgebet entflieht den Lippen. Die Füße steigen in die langen Stiefel, die Arme in den weiten Kittel. Sein Rüstzeug nimmt er von der Wand. Horn und Pfeife. Gemächlich bläst er den blauen Dampf in die Luft. Auf den zunehmenden Tag deutend, mahnt er seinen Sohn zur Eile. Es ist der Ruhhirt oder „Rauh hire“. Hinaus geht's in die Morgenfrische. Der erste Hornruf, ein helles „Trä-rä“, erklingt. Ein zweites, drittes... Das Horn des Sohnes übertönt das des Vaters. Vater und Sohn trennen sich. Eilenden Schrittes nimmt der Sohn den östlichen Teil, der Vater hingegen den westlichen Teil des Ortes. Überall noch Ruhe unter den moosüberwachsenen Strohdächern. Wartend steht der Sohn an der

„Groveschen Schmiede“ inmitten des Ortes. Der Schlaf steckt ihm noch zu sehr in den Knochen. Das sich oft wiederholende Gähnen verrät es. Leicht lehnt er sich an die Wand. Zu lange dauerte es abends vorher in der Spinnstube bei Sang und surrender Spindel. In Gedanken versunken, hat er den Hornruf des Vaters überhört, der sich vom „Tempelhof“ her nähert. Ein langgezogener Hornruf kündigt das Ende des Rundmarsches. Ermunternde Worte, und beide gehen dem grünen „Anger“ zu, der sich am Nordausgang des Dorfes erstreckt. Heute finden wir hier Neubauten und Gärten. In der Bezeichnung „Neuanger“ lebt die Erinnerung an den „alten Anger“ mit seinen hohen Pappeln und saftigem Gras fort. Höher steigt der Morgen. Der Wind wird stärker. Die Vogelstimmen mehren sich. Ein munteres Zwitschern und Jubilieren bildet die Musik des Vogelkonzerts. Das schmetternde Horn hat seine Wirkung nicht verfehlt. In Natur und Haus sind die letzten Spuren der Nacht verschwunden. Die Kühe eilen die Straße entlang. Sie kennen den Ruf ihres Hüters. Behenden Schrittes läuft die Magd über den Hof. Ihr Haar ist ungekämmt, den Kopf hat sie in die Schultern gezogen. Durch eifriges Reiben sucht sie ihre Hände warm zu halten. Schüttelnd wehrt sie sich gegen die Morgenfrische.

Soeben haben die letzten Kühe den „Kauhslag“ passiert. Die ersten Sonnenstrahlen suchen tastend ihren Weg durch das Blattwerk der Pappeln. Im Knäuel bewegen sich die Kühe, das frische Gras zu sich nehmend. — Morgenidyll.

In der Morgenfrische verläßt der Zug den „Anger“. Er zieht nordwärts dem Bruch oder „Brauke“ zu. Die lachende Sonne begleitet ihn. Auf dem Geäst der Bäume tönt lustiger Vogelsang. Kettenförmig ziehen sich die hohen Pappeln längs des Weges hin. Entsprechend seiner Bestimmung, nannte man ihn „Drift, Trift“ oder auch „Treibeweg“. Heutzutage hat man die neuerbaute Straße Vorsum—Algermissen mit dem Namen belegt. Eine Senkung im Möllerschen Lande zeigt die ursprüngliche Wegrichtung. Außer diesem Weg gab es noch den „alten Driftweg“, der den meisten Einwohnern unbekannt ist. Er führte auf Umwegen zum „Bruch“. Seine Wegrichtung lief nach Westen, dem heutigen „Brenneweg“ entsprechend — so genannt nach der Ziegelbrennerei in Harsum. Den Ausläufer des „Angers“ bildete der „Möllersche Knick“. Größere Weidekomplexe befanden sich im „Pfungstanger, Nachtanger und Schellhorn“. Die sich noch heute erhaltene Bezeichnung „Kauhpaal“ (Paal = kleiner Teich) läßt auf eine dort befindlich gewesene Tränke schließen. Am „Schellhorn“ stand ein kleines überdachtes Holzkreuz. Der Volksmund umwebt es mit einer kleinen Legende, deren historischen Hintergrund die Reformation bildet. Sämtliche Flurbezeichnungen sind noch vorhanden.

Weiter entfernt sich der Zug vom Dorfe. Der Boden ist aufgeweicht, und nur langsam geht es vorwärts. Kinderlärm hallt vom Ort herüber. Lauter wird es. Der Kuhhirt lugt. Nichts vermag sein Auge zu entdecken. Schärfer blickt sein Sohn. Lautes Lachen verkündet seine Entdeckung. Eben biegt aus dem „Anger“ eine Nachzüglerin, der die Bettdecke zu schwer war. Ab und zu schlägt sie auf die Kuh ein. Töhlender Kinderlärm umgibt sie. Bei jedem Hieb beschleunigt das Tier seinen Gang, das Leid der Gefährtin nur dadurch vermehrend. Mit Mühe vermag sie zu folgen. Die Pantoffeln drohen, im aufgeweichten Boden stecken zu bleiben. Der Wind spielt mit ihrem zerzausten Haar. Halb weinerlich, halb zornentbrannt schimpft sie auf die Kuh ein: „Kauh, goa tau, härr ec min Schauh,
sau günge de ganze Kauh noch tau!“

Lächelnd empfängt sie der Kuhhirt. Kopfschüttelnd meinte der biedere Hirt: „Immer doch die Smalocksche, wenn se nin einmol iuten Bette fin'n könn!“ War durch die tröstenden Worte ihre Scham etwas gemildert, so wurde ihr jetzt das erregte Blut in den Kopf gejagt, als sie den „Anger“ nahm. Die Dorfsjugend empfängt sie mit dem Liede:

„Wer so ein faules Gretel hat — Gretel hat,
kann der wohl glücklich sein?

Sie schläft ja alle Morgen — Morgen
bis das die liebe Sonne scheint, bis...

Als Gretel aus dem Bette sprang — Bette sprang,
nahm sie ihr Köcklein in die Hand.

Sie tat die Kuh dann melken — melken
mit der ungewasch'nen Hand.

Das ist 'ne wahre Schand.

Als sie die Kuh gemolken hat — gemolken hat.
da gab sie Wasser dazu.

Dann zeigt sie's andern Leuten, Leuten
soviel Milch hat unsere Kuh,

das macht die liebe, lange Kuh'. usw.

Mit diesem Spottvers mußte sie ihre Unpünktlichkeit büßen.

Ruhig weideten nun die Kühe am Bruchgraben. Die großen „Länter“ (Länder) und kleinen Länner waren passiert. Vom Rautenberger Gebiet bis zur Straße lag die „Streitwiese“. Ein schöner Weidetag, meint nach langem Schweigen der Hirt. Unbekümmert grasen die ihm anvertrauten Kühe. In der Ferne rauscht das Wasser des Bruchgrabens. Unbenutzt liegt die Rote. Es ist Anfang Mai. Die Sonne steht im Mittag. Heiß sendet sie ihre Strahlen zur Erde. Wiederkäuend liegen die Tiere auf dem saftigen Boden, mit dem Schwanz die Fliegen wehrend. Nach dem „Kuhlager“ in

den großen „Lantern“ sind sie während der Mittagszeit gezogen. Ein kräftiger Imbiß mundet auch den Hirten. Die ersten Mägde sind mit ihren Eimern im „Ruhlager“ angekommen. Eine Bauersfrau kommt mit der „Schanne“ (Tragh Holz über beide Schultern gelegt). Jetzt wird gemolken. Fröhliches Leben im Kraal. Freundliche Worte werden gewechselt. Schimpfworte wie „Biest, blöw stoahn“ usw. verraten die Stimme der Smalofschén, die in tiefem Unmut etwas abseits melkt. Selbst der alte, wetterbraune Hirt findet manch scherzendes Wort. Dann sinkt er sinnend ins Gras. Bleierne Schwere liegt auf seinen Lidern. Er schlummert ein. Im nie endenwollenden Bilderstreifen rollt die Zeit der ungetrübten, sorglosen Jugend mit dem Liebesglück wie ein Film an seinem Auge vorüber. Lautes Gebrüll weckt ihn aus seinen Träumereien. Anders sein Sohn. Hei, wie der lacht und scherzt. Die Fleißigen scharen sich um ihn; denn sie gehen zusammen heimwärts. Spinnstuben-, Volksfest-, Jahrmarktsfreuden usw. bilden den unterhaltenden Gesprächsstoff. Mit verzschmigtem Gesicht und neckisch drohender Handbewegung wird seine Dreistheit bestraft. Ein gutgemeintes Lächeln — Friede. Jugendfreuden. —

Da wandern sie heimwärts. Vater und Sohn plaudern zusammen. „Wie lange wird es dauern, und die Welt ist ganz anders. Es hat sich schon vieles geändert während meiner Lebzeit. Immer weniger spricht man von dem guten Alten. Die jungen Leute räumen damit auf. Mußte das schöne „Spielhaus“ mit seinem prächtigen vorhängenden Giebel abgerissen werden? Das ist ein Jammer. Wie oft habe ich darin getanzt. Der unten wohnende alte Bremer erzählte von den Tagen bei Waterloo. Manchmal feien sie durch reifes Getreide geritten. Die Bauern haben Gespanne liefern müssen. Verlaßt kamen sie wieder zurück, ohne Pferd und Wagen. Die Angehörigen mußten ihnen Kleider ins Feld bringen, damit sie menschenwürdig ins Dorf kommen konnten. So soll es in der „Napoleumschen Zeit“ ausgesehen haben. Seit 48 fährt die Eisenbahn schon bei Harsum. Nicht lange mehr dauert es, und unsere Nachkommen werden nicht mehr von uns sprechen, auch von dir nicht, mein Sohn.“ Letztere Worte sind für den Sohn unverständlich. Während der Unterhaltung ist die Zeit vorgeschritten. Auf dem „Anger“ spielt noch die Dorfsjugend. Mit Jubel empfängt sie die heimkehrenden Kühe und geleitet sie singend nach Haus:

„Kah kumet inne, hewet Melf in'n Titte.

Kausen(Rosen)blaut liggt eober'e Stadt.

Däi Bueschen Mäkens sind sau glatt.

Däi Haschen Mäkens sind sau swart.“

Unsere Ahnen besaßen Lokalpatriotismus, Heimatsinn.

Ruhiger wird's im Ort. Der Abend senkt sich. Eulenruf kündigt die nahe Nacht.

„Wenn Pingst'n is . . .“

Hille sind dai poar Wochen noa Costern hennegoahn. Viel Arbat gaff et in düsser öiligen Töit. Vöi giur Witterunge tügen dai Viurn Dag vorr Dag int Feld. Sei moaken Hoawern, drillen Räuwe un planten Kartuffeln. In Hiuse un uppen Hoüwe härrn dai Mäfens un Friuns ühr Kröppeln. Rechttditig mößten Arfschen, Zippoln, Wärtln, leärne Jungens un fräuche Kartuffeln inne Ire. Jeden Dag wütt dai Luie doch watt Drndliches un ümmer eok watt Anners uppen Dische hemm. Doa mott dai Friue all flöitig uppen Beinen söin um ühr'n Goarn giut in Schusse heoln.

Uunderdessen is et Pingst'n e'wuorn. Doa gisst iestemoal wier en poar schöne Festdoage. Uppen Lanne heilt man düsse all ümmer heoch in Ehren. Datt was 'en bannig Rummehantöirn an Sönnoamd vorrher! Feste würrn in Hiuse dai Friunsluie in Gange. Sei schuirn un schruppern alles blizeblank. Mit Smärsäip'n un Schuirbößt'n wuord dai Hautboden inner greoten Stium bearbat un noan Dreugen mit witten Sand bestrat. Ummen Stall und Hoff kummern seck dai Mannsluie. Sei snien Futter vorre Päre, messen alle Ställe un segen gehürig dain Hoff aff. Eigen Damd näglen se an 'en Deorweg, vor dai Hiuse, und Pärstallbür Maistruiße.

Dürt Därp teog dain ganzen Dag all von'en Bachhiuse her dai Geruch von frischen Ploat'nkaufen. Datt was niu moal sau un ward eok ümmer sau blöim. An sau'n Festdoage hürt en orndlichen Kaufenstremmeln midde tau. Luffen und Smaltstücke kann man an annern Doagen genau eät'n. Glöif noan Damdbroe gaff et doarumme vorr dain Festdoagen ümmer en Tassen Kaffee mitt'en poar Kaufenstremmeln. Düsse smecken denn gerade an besten.

Doanoa gung vorr dai junken Bengels allerhand Vergnuigen an. Zuten Holte hoal'n se seck gladd Maistruiße. Jeder brochte doavon öinen „söinen Mäfen“ vorr't Hiuse. Mitunder freig irgend öin Mäfen vaber eok en Streohwisch eor goar en richtigen Streohkierl uppet Doak 'e settet. Greulich schoabernacksch was datt Roassstraen. Dai ganze Stroate von öinen Hiuse bett taun annern lagg denn vull doavon. Doareober lachen alle an freuchen Pingstmorgen hin'n in Halse. Sei wußten niu genau Beschöid. Et stimme denn mit düssen Mäfen nich sau recht. Mast drahe et seck ummer Brügammesgeschichten, eor et lagg süß en Hoar inner Bottern. Dütt Roassstraen wuord ganz höimlich e'moaket. Hüchstens zwei intime Frünne wußten vorrher Böischeid.

Doagigen was et 'ne annere Sache mitten Maibeome. Doa hülpfen alle anne. Dat Upprichten gung goar nich sau lichte. Doaböi heit et taupacken.

Doch datt schoa alle nicks. Däi Junggesellschaft leit seck niu moal däi Sache nich niem. Sin orndlicher Maibeom dröste doch Pingst'n in Därpe nich fäh'n. Man sochte seck uppen Zimmerplaze däi längeste Danne doavorr iut. Beom anner Spiße wuord 'en Maistruiß wisse moaket. Heoch recke düsse inn'e Luft un böin Kerkengoahn an iesten Pingstdagmorgen feif jung un eolt giern doanoa.

Eof inner Kerken stünnen denn an baden Söiten von dän Altären schöne Maistruiße. Lauter reohe Pingstrausen uppen Hauptaltoare passen sau recht taun reohen Meßgewande. Proppetevull satt'e Kerken. Mächtig jung niu däi Orgeln an tau spielen un alle stimmen dän eoln Gesang an:

„Als der Pfingsttag kommen war
Und die fünfzig Tag verflossen,
Auch in Andacht unverdrossen
Aller lieben Jünger Schar
Beieinander freundlich saßen,
Ihren Jesum nie vergaßen.“

Noan Heochamte wuord glöif in Hiuse datt Middagsseär'n uppedroagen. Et was viel bäter ar an gewöhnlichen Sönndagen. Doa gatt et bleoß immer Rdiszoppen mit Rindsfleisch un Seoltkartuffeln. An dän heohen Festdoagen oaber kamm seine Buljonzoppen mit Kergreopen un'en fetten Braen uppen Disch.

Inner Noamedoagskerken was denn wier däi ganze Gemeinde verträen. Däi Stunnen bett taun Damd wuorn niu uppe beste Wöise iutenuket. — Giern gung man butten henn. Sau kribbele un wibbele et in Holte von Luten iut allen Noaberdärpen. Däi Kinder plücken Maiblaum, Waldmester un sochten eof woll Maisämers. Beele greote Jungens härren ührn Spoaß an'nen Plockfleitschen. Düsse moaken 'se seck sülmst iut saftigen „Plockfleitschenholt“. Sau heit einfach däi Busch. (Salweide.) Mitten Taschenmeste wuord en lüttchen Tölgen davon awesnien und doariut datt beste Ennetaur Plockfleitschen iutesocht. Niu gung et ant „Affstrecken“. Doaböi moßte uppepasset wiern. Doch däi Jungens kön'n datt iut'n Busche. Sei setten seck henn un leggt'n dän linken Faut uppet rechte Knöi. Mitter linken Hand heil'n se datt Plockfleitschenenne uppen Schauabsatz un döschen mit ührn Taschenmeste upper Rinne herumme, bett 'se seck affstrecken leit. Böi dän Sloan sprüken se liut vorr seck henn:

„Plockfleitsche, wutte goahn,
Eck will dech inne Dürn sloan,
Dürn söllt dech stäken,
Noam söllt dech freät'n!
Plockfleitsche, wutte goahn!“

Datt hüre man ümmer un ümmer wier. Deiner moake et dāin Annern noake. Valle gaff et in Holte un Därpe 'en Poip'm, Quarrn, Tiut'n un Fleitschen wöi uppen Joahrmarkete. (Vergleiche Pfloßflötchenmarkt, der jetzt noch in Moritzberg am 2. Pfingsttage gehalten wird).

Borr sau watt was Pingst'n dāi rechte Töit. Et gult ar Sommers-
 anfang. Doa wuorn dāi Rah eok wier taun iesten Moale uppe Wöide driem.
 Dāi Anger freig doayon söin Noam. Noch hiute hett viele Därpe ührn
 Pingstanger. Düsse gult eok aff un tau ar Festplatz. Sau was et in möin'
 Heimatdärpe. Da söiern dāi junken Mäkens jidet Joahr an Sönnadoage noa
 Pingsten ühr „Hoahn'sloan“. Noamedoags gigen Klocke twei feuhren denn
 greote Ackerwoans voren Krauge upp. Bergnuigt stien dāi Mäkens upp düsse
 Woans. In Galopp gung et niu nwan Pingstanger. Höier wuord feste noan
 Hoahn' e'sloan. Jidet Mäken könn mit verbunnen Cogen dröimoal tauslan.
 Dāi Siegerin wuord „Maikönigin“ un freig dāin Hoahn un'en greoten, mit
 bunten Bändern böihängten Maibeom. Mit Musöike tügen se denn dürt
 Därp un bröchten dāin Maibeom int Hius vonn'er Königin. Doa gaff
 et orndlich watt tau drinken, un oamds was Danzvergnuigen.

Dāi junken Bengels heil'n öfters datt „Hoahnjoan“ eor eok „Kranzroin“
 aff. Stolz wöi en Spanier riech'n se denn uppen Pärn von'en Biurn dürt
 Därp taun Wettrennen. Danzet wuord eok heierböi oamds in Krauge. Sau
 jungen dāi Jungens un Mäkens freuher mit Recht:

„Wenn Pingst'n is, wenn Pingst'n is,
 Dann slachtet möin Boader en Vock,
 Dann danzet möine Mudder,
 Dann danzet möine Mudder,
 Dann flüggt de reohe Kock!“

Sau gaht under Arbat datt Fröhjoahr vorrböi.

Uppen Lanne gaht jetz in Juni dāi Hacketöit böi Lüttchen tau Enne.
 Datt Kuornhacken is all vorrböi. Roggen un Gast'n blaumet, Weite un
 Hoavern scheidet inne Aehn. Doa is mitten Mülter nist mair doatwischen
 tomoaken. Man goacht dāi Koppels woll noggemoal 'en betten dürr un sticht
 höir un doa 'ne Döißeln aff eor ritt 'en Härkstengel iut. Doamidde is oaber
 dāi Arbat an 'en Kuorn bett taur Aern 'e doan.

Anders doagigen verhohlet seck mitt'en Räum'. Dür dāi warme Witz-
 terunge sind düsse in 'nen lesten Wecken hille rannekuom. Doa hett et feste
 taupacken. Mit Maschöin' is böin Höst'n un Afstein nist upp 'te stellen.

Datt is un blifft niu 'e moal en raine Handarbat. Mannsluie hett 'er nich viel midde in Sinne. Sau kriupet mastens Friuns, Mäfens un Kinner uppen Koppels doagelang henn un her un röitet midden Fingern däi enzelu Mänten iut'n Busche. Däi Mäise hängt 'ne doaböi dicht eober'e Ire. Knöi un Hanne wierd reot un stöif, Nacken un Rügge fruzeloahm. Doatau schönt'e Sunne noch öfters heit uppet Vast. Swöitdrüpp'n fletet dūr't Gesichte un uppen ganzen Löiwe doal. Datt Griesigste is denn oaber noch däi harte Irbodden. Greote un lüttje Klümpe drückt taun Schindere in Hanne un Knöi. „Wenn't man bleoß moal en Schiur regen wolle“, hürt man allenthalben. Doch watt helpet dat alle! Däi Arbat mott fertig. Einer drifft 'nen andern. Morgens freuh suiht man däi Friuns all mit ühren Kindern uppen Felle rummerkriupen.

Inner Schaule is sau in düsser Töit nich viel Stoaat midden Kindern tau moaken. Sei sloapet förmlich in, eoder sind midden Gedanken ümmer böin Räu'm. „Wörret doch iestemoal vorrböi mit düssen langwöiligen Afftrecken“, denket jider. Alle willt'se giern hille von afftuom. Datt Hacken is denn noaher bleoß noch en Eobergang. Allerhand Hackemaschin helpet doaböi midde. Däi Räuwekoppels wierd niu orndlich dūr e'pläuged un denn gehürig 'e „peppert“ mit Kunstdünger. Doadür fröiget däi Räuwe döi neudige Purre un bedecket balle dāin Bodden twischen dāin Räigen. Bett doahenn wierd oaber eok Dag vorr Dag von'en Räum 'e spreoken. „Watt moaket 'e Räuwe? Wue wöit sind jöi doamidde?“ Datt hürt man ümmer un ümmer wier.

Sau fürt eok däi eole Bullspänner Theodor Grube mit söin Frünne Jochen Bufelmann iut Abdeln tausamm'. Sei dräpet seck uppen Rüggeväe von Hilmessen in'nen Postautobusse. „Wue wöit sind jöi denn in Abdeln mitdden Räu'm?“ fangt Grube an. „Juse lui kuomet 'er sau zöimlich düsse Wecken midde uppe Räige“, gifft Bufelmann taur Antwourt. „Wöi hewwet noch 'en poar Morgen. Däi sind oaber en betten späte drillt un niu meist noch tau lüttjik.“ „Sau is ett böi ösch eok woll. Bleoß uppen Brauke hewwe noch siem Morgen. Sei woll'n se oaber iest vorr'n Därpe dūrpläugen. Wenn't möine noch wören, härr eck ett anders innericht.“ „Joa, Minsche“, seggt Bufelmann wier, „mit iusen 84 Joahrn künnt wöi woll nich mäir viel iutlüttjen, oaber Insicht hewwe doch noch vonn 'er Sache.“ „Datt will eck möi'n“, fallt Grube in. „Sei loatet seck joa oaber nist mäir seggen. Sau willt se uppen Brauke eok iest noch däi Wisch mah'n. Datt härre noch bestimmt en poar Doage Töit. Doch denn könn't se nich mäir midden Groas maher upper Räuwekoppel inwennen. Middder Säisen mah'n willt 'se un könn't se joa eok nich mäir. Sei hett upperstund eok woll goar keine Säisen mäier, un wenn 'se noch öine hett, könn't se düsse nich mäir scharpen. Datt

was doch vorr ösch freuher goar keine Arbat. Wisch henn, Wisch her, un fertig was ett. Watt hewwiet dāi Höwwe denn huite eoberhaupt noch an Wischstücken? Wöi hett groade noch 'en dröiviertel Morgen. Doavon frög 'we oaber ümmer twei dicke Feuer. En betten Heu hürt er niu öinmoal midde tau."

"Doa heste recht", seggt Bufelmann. Daber döi Räuwe bringet doch viel mair in. Datt is huite ühr öin un alles. Diu hest villlichte eof all dāin Spoaf vonner eol'n Wäeschen Greunegras iut Macksen 'e hürt. Dāi is in Joahre 1925 eof noa Reom epilgert. Ar se wier inne was, famm dāi Noabersche un fröggt se: „No, wue was ett denn in Reom?“ „Dch“, gisst Wäsche Greunegras taur Antvourt, „Minsche, datt iss ene traurige Eigend, doa wössen noch niggemoal Räuwe!“ Datt is woll sicher en betten eoberdriem. Woahr oaber is: Datt dāi dickesten Räuwe böi ösch in „Buessen Rapseln“ wasset. Eohne Räuwe is dāi Wirtschaft goar nich mair tau denken. Von möin Boadern hewwe eck all en Verse liehrt. Düssen will eck deek noch vorrn Iutstöigen seggen un doamidde vorr huite Schluß moafen:

„Upp Räuwe viel dāi Viure hält,
Sei bringet in en schönen Pennig Geld!
Un löiwert bannig Futter noch doatau,
Drum nimmet hei doamidde ganz genau!“

Der Erntezeit entgegen.

„Ach, segne, Herr, mit deiner Hand
die lieben Früchte auf dem Land!“

Nach wochenlanger, eifriger Arbeit ist die Hackzeit beendet. In des Sommers Reisefrang naht nun wieder die goldene Erntezeit heran. „Fast uferlos, gleich wie ein Meer“, dehnen sich weithin die wogenden Getreidefelder aus. Schlank und hoch steht Halm an Halm. Säuselnd streicht der Wind darüber hin und läßt die fruchtschweren Ähren sich schauernd neigen, als ahnten sie alle der Sichel Schnitt.

„Was ist schöner als das Feld?
Wenn die Halme all, die schlanken,
leise wanken,
Und ein Halm den andern hält!“

So schildert der Dichter Trojan begeistert die Schönheit dieses herrlichen Naturbildes. Nirgends aber hat die Poesie der sommerlichen Felder einen schönern Ausdruck gefunden als in den Worten des 64. Psalmes, wie es in Wibbelt's Heimatbuch heißt:



Feldkreuz
am Wege.

„Die Hügel gürten sich mit Jubel,
Die Täler wogen von Getreide,
Sie jauchzen laut und singen Lob!“

Gern macht in dieser Zeit des steten Reisens der Bauer einen Rundgang durch seine Felder. Er steht am üppigen Kornacker still und freut sich nicht nur „des Preises, den es einst gelten, des Gewinns, den er für sein Volk machen wird, sondern des Herrn, von dessen Güte die Erde voll, dessen Herrlichkeit und Weisheit neu wird jeden Morgen.“ Daneben werden aber auch ernste Gedanken in ihm wach, die ihn mit sorgenvollem, bittendem Blick zum Himmel emporschauen lassen. Wenn doch nur kein Unwetter mehr die Hoffnung auf die gute Ernte vernichtet! Wie kein anderer Stand ist nämlich der Bauer so unmittelbar auf Gott angewiesen. Er weiß es, „daß er umsonst pflügt die Erde, wenn nicht der Schöpfer spricht sein Werde!“ Unaufhörlich und unausweichlich kommt ihm diese Wahrheit immer wieder jedes Jahr zum Bewußtsein. Grillparzer drückt dies treffend in den folgenden Worten aus:

„Ist es dein Recht, wenn Frucht der Acker trägt? Ist es dein Recht auf Leben und Atem? Schlecht ist der Ackersmann, der seine Frucht von Pflug und Karst und seiner Müh erwartet — und Licht und Sonne, was von oben kommt, nicht als die Krone achtet seines Tuns. Es wirkt der Mensch, und Gott im Himmel segnet!“ (Nach Weigert.)

Dies Gefühl der Abhängigkeit von Gottes Güte und Barmherzigkeit war früher noch viel lebendiger im tiefgläubigen Landvolk ausgeprägt. Als die heutigen vielseitigen landwirtschaftlichen Betriebsmittel völlig entbehrend, suchte es in mühevoller Arbeit und zäher Ausdauer dem heimatlichen Boden die kärglichen Erträge abzurufen, die zu seinem Fortkommen nur so eben reichten. Aber es nahm dabei in allen Nöten und Bedrängnissen seine Zuflucht zu Gott, zu den Engeln und Heiligen, und flehte auf Bittgängen und Wallfahrten eindringlich um Erhörung seiner inständigen Bitten.

Davon zeugen noch die zum großen Teil in den katholischen „Stiftsdörfern“ bis auf den heutigen Tag erhaltenen uralten Sitten und Gebräuche. So grüßen den Vorübergehenden an den Wegen und Straßen in Dorf und Flur viele alte, schlichte Holz- oder Steinkreuze, Muttergottes- und Heiligenstandbilder. Nach harter Arbeit, in Sorgen und Leid fanden hier unsere Vorfahren in stiller Herzensfreude Trost und Lichtgedanken, „wenn der einfache Bauersmann den Bildstock am Wege grüßte, wenn fromme Hand die halbverwitterte Statue zum Feiertag mit frischen Blumen schmückte und oft noch heute allabendlich Kerzen davor anzündet“, dabei an die Bitte denkt: „Ach, Gott, streck aus deine milde Hand und benedeie Leut' und Land!“

Eine uralte Sitte ist ferner in manchen Gemeinden das sogenannte Maigläuten um eine gesegnete Ernte. Vom 1. Mai bis Jakobstag (24. Juli) hält es abends zwischen sechs und sieben Uhr in drei Schauern über das weite Feld. Seine Fortsetzung findet es gleichsam in dem „Malkmausläuten“ vom Jakobstag heran bis die letzte Garbe eingefahren ist. In dieser Zeit wird jeden Morgen um 10 Uhr mit der kleinen Glocke geläutet.

Von ganz besonderer Bedeutung ist in dieser Beziehung vor allem die Bittwoche. Die Dörfer des Vorsumer Kaspels halten an den drei ersten Tagen derselben ihre feierlichen Bittprozessionen um die Kirche und einmal, am Mittwochmorgen, ums „Große Dorf“ im Sinne des Dichtervortes: „Teil an dem Bittgang nahmen vom Dorfe jung und alt, im langen Zuge kamen dem Kreuz sie nachgewallt.“ In vielen Gemeinden besteht dafür ein angesehener Feiertag, den man meist als „Hagelseiertag“ bezeichnet, und der am Tage nach Christi Himmelfahrt oder auf Urbanus, 25. Mai, Ulrich, 4. Juli und Margarete, 13. Juli, stattfindet. Urbanus gilt für Drispensfeldt, Ulrich für Adsum und Margarete für Rautenberg als Hagelseiertag. Daneben hat Harsum noch eine besondere „Mäusefeier“, die ebenfalls auf uralte Zeiten zurückgeht, wo die Mäuseplage sich gar zu oft verheerend auswirkte, wie es in einer Liedstrophe heißt: „Wenn die Mäuse sich so mehren, daß sie unsere Frucht verzehren, dann geschieht's nach deinem Rat, wegen unsrer Missetat!“

Noch eine weitere Prozession besteht in der Pfarrgemeinde Harsum. Diese Bittprozession, die gleichsam eine Krönung der Flurprozession bildet,



St. Annenkapelle bei Harsum.

wurde, so berichtet Pastor Paasch in der Kirchenchronik, im Jahre 1855 eingeführt. Damals stand ein Teil der Feldfrüchte besonders schlecht. Man betete bei der Flurprozession die Muttergotteslitanei. Das Gebet wurde erhört, und zum Dank ging man am Erntedanktag zum Muttergottes-Standbild am Walde. Im folgenden Jahre wurde dann die Wittprozession eingeführt und auf den 2. Pfingsttag festgelegt. Falls an diesem Tag das Wetter ungünstig sei, solle dieselbe an einem der nächsten Sonntage abgehalten werden. Im Jahre 1857, wie die Chronik berichtet, machte der Pastor der Gemeinde den Vorschlag, der Muttergottes bei ihrem Bild am Waldrande eine Kapelle zu bauen. Freudig nahm man den Vorschlag an und spendete hierzu eifrig, so daß am Erntedanktag 1857 die Muttergotteskapelle eingeweiht werden konnte. Seit der Zeit — es sind gerade 80 Jahre her — fand alljährlich eine Wittprozession am zweiten Pfingsttag und eine Dankprozession am Erntedanktag zur Kapelle am Walde statt. (Nach einem Bericht in der „Landespost“.)

Im Anschluß an die Wittwoche vereinigt an 10 aufeinanderfolgenden Freitagen morgens in aller Frühe eine „Wittmesse“ Priester und Volk im

gemeinsamen Gebet und Gesang: „Höre gnädig unser Bitten, wende ab von unsern Hütten: Krankheit, Krieg und Hungersnot; gib uns unser täglich Brot!“ Während des ganzen Sommers wird weiter in den Andachten am Sonntagnachmittag das „Erntebittgebet“ verrichtet, worin u. a. die Bitte enthalten ist: „Gib uns zur rechten Zeit erquickenden Regen und milden Sonnenschein und bewahre uns vor Ungeziefer, Dürre, Rässe, Reis und verderblichem Hagel!“ Gern singt man dabei auch immer wieder den Gesang: „Ach, segne, Herr, mit deiner Hand die lieben Früchte auf dem Land, wend ab Frost, Donner, Hagelschlag und alles, was uns schaden mag!“

So steht auch heute noch das bauerliche Leben unter dem Einfluß von bodenständiger Naturverbundenheit und echter Religiosität. „Vete und arbeite“ ist und bleibt hier Nicht- und Leitgedanke. Möge das freudige Schaffen im Reichsnährstand begleitet sein vom Segen des Himmels zum Wohle unseres gesamten Volkes, auf daß eine gesegnete reiche Ernte Lohn und Preis des vereinten Wirkens sei, daß es werde, wie es das Kirchenlied ausdrückt:

„Gib, daß man in der Erntezeit,
Erfüllt mit großer Freudigkeit,
Die Früchte froh zur Scheune bringt,
Und dir ein heilig' Danklied singt!“

Das Melkmausläuten setzt ein.

Kommt endlich Jakobstag heran . . .

Hochsommerstimmung beherrscht ringsum das weite Land. In der sonnengesättigten ländlichen Flur ist so dem zarten Keimen und leuchtenden Blühen ein üppiges Reifen gefolgt. Aus dem saftigen Grün der wogenden Getreidfelder heben sich von Tag zu Tag immer hellere Farbtöne ab. Das matte Blond des Roggens und das bräunliche Gold des Weizens künden davon, daß der Höhepunkt der bauerlichen Arbeiten im steten Kreislauf des Jahres naht. Als erste reife Feldfrucht ist bereits die Wintergerste wohl geborgen. Fast unmittelbar darauf folgt die arbeitsreichste, aber auch hohe und heilige Zeit der eigentlichen Getreideernte. Schon ihr Herannahen lenkt des Bauern Blick sorgend zum Himmel empor. Er weiß, daß all sein Schaffen und Mühen vergeblich ist, wenn Gott nicht seinen Segen dazu gibt. Noch einen Tag vor der Ernte kann ein Hagelschlag die ganze Hoffnung auf reichlichen Ertrag vernichten. Froher Stolz und freudige Dankbarkeit erfüllen

ihn darum, wenn nach Wochen des Wartens glücklich die ersehnten Erntearbeiten beginnen können, wie es im Dichterwort heißt:

„Herr, die Erde ist gesegnet Auf dem Felde, in dem Garten
Von dem Wohltun deiner Hand, Ist dein Segen ausgestreut,
Güt' und Milde hat geregnet, Und gekrönt ist unser Garten,
Dein Geschenk bedeckt das Land; Unsere Herzen sind erfreut.“

Seit altersher galt nun in unsern Stifts- und Dörfern nach überliefertem Herkommen das Fest des Apostels Jakobus am 25. Juli als dieser Erntebeginn. Früher hielt sich nämlich der Bauer bei Ausführung seiner wichtigsten Feldarbeiten meist an bestimmte volkstümlich bekannte Tage. Infolge des herrschenden Flurzwanges mußten ferner alle gemeinsam an dem vom Bauermeister festgesetzten Zeitpunkte besonders mit der Aussaat und Ernte beginnen. Dabei war der Jakobstag von größter Bedeutung. Mit ihm kam die Zeit höchster Reife für das Korn im Felde und die Früchte im Garten. Wollten schon vorher namentlich die Kinder Äpfel oder Beeren essen, dann hieß es: „Däi Joakob motte iest rinne betten hem'm, iher smecket se nich!“

Noch heute nimmt mit diesem Tage auch das M a i l ä u t e n sein Ende. Es findet seit uralten Zeiten in Vorsum und einigen anderen Dörfern jährlich vom 1. Mai heran, allabendlich zwischen 6 und 7 Uhr, in drei Schauern um eine gesegnete Ernte statt. An seine Stelle tritt jetzt das sogenannte „Melkmausläuten“. Mit der kleinen Glocke wird jeden Morgen um 10 Uhr ein Schauer geläutet, bis die letzte Stiege eingefahren ist. Dafür mußten insgesamt 185 Interessenten aus Vorsum und der Umgegend die „Glockengarben“ an die Pfarrei abgeben. Abgelöst wurde diese Verpflichtung durch den Kezeß vom 22. November 1856. Die Bezeichnung „Melkmausläuten“ rührt von einem früheren Gebrauche her. Gegen 10 Uhr morgens fuhr nämlich während der Erntetage der Hofherr hinaus, um seinen Leuten das Frühstück zu bringen. Dazu gab es dicke Milch mit eingebroctem Brot, kurz „Melkmaus“ genannt. In aller Frühe zogen damals die Männer und Frauen, jungen Burschen und Mädchen auf den der Mahd harrenden Acker. In ihren bunten Reihen hallte es wider von lustigem Singen, Lachen und Scherzen. Durch die sommerliche Stille auf den Dorfstraßen und Feldwegen erklangen die frohen Weisen des alten Bauernliedes:

„Kommt endlich Jakobstag heran,
So muß die blanke Sense dran;
Dann zieh' ich in das Feld hinaus
Und schneid' und fahr die Frucht nach Haus.“

So bildete damals die Sense in der Ernte das Hauptarbeitsgerät. Sie stellte zwar gegenüber dem ursprünglichen kleinen „Sie“ oder „Siehet“ schon



Schulkinder mit alten Erntegeräten.

einen bedeutenden Fortschritt dar. Doch erforderte das Mähen im Vergleich mit den heutigen modernen Maschinen viel Zeit und Mühe. Daher dauerte die Ernte nicht selten bis spät in den September hinein.

An allerlei gründlichen Vorbereitungen dazu fehlte es nicht. Tagelang sah man die Frauen und Mädchen unterm Schauer oder auf der Scheunen-
diele beim „Seilemachen“. Aus vorjährigem, handgedroschenem Roggenstroh wurden diese hergestellt. Sie dienten hauptsächlich zum Binden von Gerste, Hafer, Bohnen und von Stroh beim Dreschen zu „Scheowen“. Die Manns-
leute brachten die großen Leiterwagen in Ordnung. Sie holten die Sensen von den Pflöcken in der Scheune herunter, die Harken und Forken aus dem „Zeisewinkel“ hervor und setzten sich gewöhnlich gegen Abend auf dem kurzen Rasen unter einem Birn- oder alten Rußbaum auf dem Hofe zum „Sensenklopfen“ nieder. Mit hellen, schnellen Schlägen wurde nun die Schneide gehörig scharf gehämmert. Das war, wie Wibbelt in seinem Heimatbuche treffend ausführt, „der Auftakt zur großen Erntesymphonie“.

Lange genug hatten die Sensen in behaglicher Ruhe gehängt. Aber nun ging es am andern Morgen frisch und munter an die Arbeit. Mit weit-

ausholendem Schwung führten die Mäher ihre Sense durch das reife Korn. In schnurgeraden „Schwaden“ fielen die hohen Halme mit den feuchtschweren Ähren schwirrend zur Erde nieder. Am Ende der Bahn wurden die Sensen aufrecht gestellt, und nun strich die „Strecke“ oder auch der „Wegstein“ an der Schneide hin und her, um sie wieder ordentlich zu schärfen. Dieses „Dengeln“ klang gar stimmungsvoll durch die Flur und verlieh der Erntezeit ihren besonderen eigenen Reiz. Während dessen folgten die Frauen und Mädchen unermüdlich den Schnittern. Sie mußten das „Schwad“ abnehmen. Die Sichel, plattdeutsch der „Höib“, in der rechten Hand leistete ihnen dabei gute Dienste. So oft sie einen Arm voll hatten, wurde ein „Krackseil“ darum gebunden und die fertige Garbe zur Seite gelegt. Das war besonders bei großer Hitze auf die Dauer recht mühsam und beschwerlich. Von dem fortgesetzten tiefen Bücken fing der Rücken an zu schmerzen. Aus allen Poren der Haut, im Gesicht und am ganzen Körper, perlte der Schweiß. Durch eine entsprechende Arbeitsstracht suchte man die ermüdenden Wirkungen der Sommerhitze herabzumindern. Die Frauen und Mädchen trugen meist nur dünne leinene Kleider mit der „Zuppelschürze“ davor. Ein weißes Kopftuch oder auch der „Schluntherhut“ unter der Bezeichnung „Helgoländer“ bekannt, schützten Kopf und Gesicht vor der brennenden Sonne. Um ganz leicht und lustig zu sein, zogen die Männer durchweg ihre blauen Kittel oder ihre Jacken aus. In bloßen Hemdsärmeln, nur mit der Leinenhose bekleidet, ließ es sich doch viel besser arbeiten. Ihre Kopfbedeckung bildete ein großer runder nach oben sich etwas verjüngender Strohhut mit breiter Krempe. Daneben war natürlich für gutes Essen und Trinken bestens gesorgt. Zur Lösung des oft unerträglichen Durstes stand in erster Linie das Erntebier in genügender Menge bereit. Die Bauersfrau hatte es schon vorher in eigener Wirtschaft selbst gebraut. In großen, weitbauchigen steinernen Krügen, die man ihrer Form wegen wohl auch „Piepfannen“ nannte, wurde das wohlschmeckende Bier täglich mit hinaus aufs Feld genommen. Hier legte man die „Piepfannen“ zusammen mit den Eßvorräten ins hohe Gras am Grabenrande oder zwischen die breiten Blätter auf einem angrenzenden Rübenacker, damit alles schön kühl und frisch blieb. Jeder konnte sich nun nach Bedürfnis und Belieben daran laben, um dann wieder neu gestärkt tüchtig weiter zu schaffen.

Trotz all dieser sauren und recht anstrengenden Arbeiten war man dabei doch immer lustig und frohen Mutes. Allerlei Neckereien und „Döneckens“ zeugten davon. Weit verbreitet war der uralte Schnitterbrauch des „Bindens“ oder „Schnürens“. Kam z. B. der Hofs herr zu seinen Leuten aufs Feld, so wurde er „gebunden“. Eine Abnehmerin trat auf ihn zu, und schlug um ihn ein Garbenseil, in das man schnell ein paar rote Mohn- oder blaue Kornblumen gebunden hatte. Der so „Gebundene“ mußte sich nun durch ein

Trinkgeld lösen. Das „Binden“ geschah häufig unter gleichzeitigem Auf-
sagen eines Spruches, der vielfach so hieß:

„Alle Herren, die das Erntefeld betreten,
Müssen mit 'nem Kranz beehrt werden;
Schenken sie uns ein
Ein Gläschen Bier oder Wein!
Wir Ernteleute wollen dann zufrieden sein.“

Wieder ein anderer Vers lautete:

Es schickt unser Herr seine Leute ins Feld,
Da wollen sie trinken und haben kein Geld.
O möchte der Herr so gütig sein,
Einige Groschen zu schenken für Bier oder Wein!
Es ist uns nicht allein ums Trinken zu tun,
Wir wollen dem Herrn auch 'ne Ehre antun!“

Diese und andere ähnliche Reime wurden meist von den Mädchen auf
hochdeutsch aufgesagt. Die Mannsleute stellten sich mitunter mit der Sense
vor den Herrn, schlugen mit der „Strecke“ daran und sprachen plattdeutsch:

„Löiwe Häre, jöi fuomet noa ösch 'e riut
Niu giewet moal en betten iut;
Wöi hett bannig Dööst 'e kriegen noa'n Schinken
Sau loatet ösch mal en Lüttjen drinken!“

Unverdrossen gingen so die Erntearbeiten jeden Tag munter vonstatten.
Reihe an Reihe lagen am Abend die Garben auf dem Stoppelacker. Nun er-
folgt das Aufstiegen. Zwanzig Garben wurden, wie auch heute noch, zu
einer Stiege aufgestellt, sechs mal zwei gegeneinander und dann an jede
Seite die vier „Anklappgarben“. Gerste und Hafer stellte man in „Dach-
stiegen“. Dabei kamen die „Anklappgarben“ von der einen Seite auf
die gegeneinander gestellten und die Klappgarben gewöhnlich an der
Westseite so zu liegen, daß die „Sterten“, (plattdeutsche Bezeichnung
für die Garbenenden) nach oben zeigten. Dadurch konnte bei ein-
tretendem Regenwetter das Wasser besser daran ablaufen. Beim Nach-
harken und Einfahren ließ man hin und wieder etwas „Reef“ liegen;
denn so hieß es: „Däi Bügels mött eok en betten böiheoln.“ Gern erinnere
ich mich auch immer noch aus meinen Knabenjahren daran, wenn beim Korn-
mähen die letzte dünne Halmenreihe unter der Sense dahinsank. Dann rief
der Vater gewöhnlich uns Jungen zu: „Passet upp, jetzt springte riut!“
Dieses Herauspringen hing zusammen mit dem alten Aberglauben. Danach
trieben im Getreidefelde allerlei Korndämonen ihr Unwesen, das nun mit
dem Mähen der letzten Halme zu Ende war.

Viel ging leider von all der früheren Poesie der Erntezeit mit ihren einstigen Sitten und Gebräuchen in Folge der neuzeitlichen Wirtschaftsführung unwiederbringlich verloren. Geliebt aber ist und hat sich gerade in unserer Zeit neu belebt, das festliche Einholen des letzten Erntesuders. Das gibt ein Leben oben auf dem schwankenden Wagen, wo Frauen und Kinder im lustigen Chor laut jauchzen und singen. Stolz halten sie die prächtige Erntekrone, die aus goldenen Ähren aller Getreidearten gebunden und mit bunten Bändern geschmückt ist. Bunte Bänder wehen weiter von dem Hute des Fahrers und dem Geschirr der Pferde. Auf dem Hofe angekommen, wird die Erntekrone der Herrschaft feierlich überreicht, und dann findet sie ihren Ehrenplatz auf dem Hausflur. Abends oder auch einige Tage später vereint ein festliches Mahl alle, die an der Erntearbeit beteiligt waren, zur fröhlichen Feier des Erntefestes. Für ihre Familie bekommt weiter jede Arbeiterfrau ihren Platenfuchen.“

In althergebrachter Weise aber zieht die ganze Gemeinde bei der kirchlichen Feier des Erntedankfestes am Michaelissonntage vor dem Hochamt, zum letztenmal in dem nun zu Ende gehenden Sommer, in feierlicher Prozession um ihr ehrwürdiges Gotteshaus. Zum Schluß wird in der Nachmittagsandacht aus dankerfülltem Herzen das „Tedeum“ angestimmt. Die weltliche Feier des Erntedankfestes hat durch das Werk des Führers Adolf Hitler wieder neuen Sinn und Gestaltungswillen erhalten. Dem ganzen deutschen Volke soll dadurch zum Bewußtsein kommen, was es dem Bauerntum verdankt, und dieses mit jenem berechtigten gesunden Stolz erfüllen, von dem der Dichter spricht:

„O wie glücklich ist der Mann,	Aufrecht sammelt er und stolz,
Der, wenn voll die Halme schwanken	Er, der Freie, Weltentfernte,
Und der Schnitt beginnen kann,	Was der Fluch des andern Goldes
Keinem Menschen braucht zu danken!	Nie berührt: das Gold der Ernte!“

(Rückert.)

Das Weihbünd wird gesammelt.

Zur Kräuterweihe am Feste Mariä Himmelfahrt.

Mitten in die Erntezeit fällt alljährlich das Fest Mariä Himmelfahrt am 15. August. Es ist wohl von allen Marienfesten am tiefsten im Leben unseres Landvolkes verankert. „Unserer Lieben Frauen-Kräuterweihe“ nennt man auch den Tag nach der seit altersher vor dem feierlichen Hochamte stattfindenden „Kräuterweihe“.

Bereits einige Tage davor eilen froh bewegte Kinderscharen hinaus in die heimatliche Flur. Sie sammeln am Wegesaum und Ackerain auf blumiger Wiese, am Bachesufer und Waldesrand all die duftigen Blumen und würzigen Heilkräuter, die nach altüberliefertem Gebrauch in ein rechtes „Weibbünd“ gehören. Ihre Anzahl und Auswahl ist in den einzelnen Dörfern verschieden. Mancherorts besteht die Zahl 32, während anderswo das Weibbünd mindestens 15 Kräuter aus Garten, Feld, Wiese und Wald enthalten muß. Nach Angabe des rheinischen Pfarrers Steinmetz sind für einen vollwertigen Strauß 72 Pflanzen erforderlich, womit wahrscheinlich die 72 Lebensjahre Mariens angedeutet werden sollen. Nirgends jedoch findet man die genauen Zahlen und Namen aufgeschrieben. Sie werden regelmäßig weiter überliefert von den Eltern auf die Kinder, denen Vater und Mutter immer wieder von dem frommen Gebrauch erzählen und ihnen eindringlich ans Herz legen, denselben stets hoch in Ehren zu halten.

Mit regstem Eifer sammelt sich darum auch jedes Kind sein „Weibbünd“. Da hinein kommt zunächst einmal das gelbe Labkraut (*Galium verum*). Nach der Legende hat die Gottesmutter von ihm das Bettchen des göttlichen Kindes in der Krippe bereitet, wovon es die Bezeichnung „Muttergottes Bettstroh“ erhielt. Zu dem Gold seiner Blüten passen gut die „gelben Knöpfe“ des Rainfarns (*Tanacetum vulgare*) und das Johanniskraut (*Hypericum perforatum*). Wirksam heben sich davon ab die weißen Dolden des Baldrian (*Valeriana officinae*). Ihnen schließen sich die Schafgarbe (*Achillea millefolium*) die plattdeutsch Röelse genannt wird, und die Kamille (*Matricaria chamomilla*) an. Die Wiese liefert den „briunen Doß“ (*Origanum vulgare*). Vom Grabenrand kommt der Augentrost (*Euphrasia officinalis*) hinzu. Als besonders wertvolle Heilpflanze darf das leider schon selten gewordene Tausendgüldenkraut (*Erythraea centaurium*) nicht fehlen. Eine weitere Farbenabwechslung bringen die Fetthenne (*Sedum maximum*) und die grünen Blätter des Spitzwegerichs (*Plantago lanceolata*). Den köstlichsten farbigen Reiz aber geben dem „Weibbünd“, in dem sich auch Ähren von jeder Fruchtart, ferner Bohnen und Wicken befinden, erst die bunten Zierblumen aus dem Blumengarten, wie die Malve oder Stockrose (*Althaea rosea*), die Gartenraute (*Ruta graveolens*) und die verschiedensten Spiräenarten.

Mit diesem selbstgesammelten „Weibbünd“ gehen dann am Festtagmorgen die Kinder stolz und freudig in die Dorfkirche. Ein gar würziger Duft von all den vielen Blumen und Kräutern erfüllt bald das weite, ehrwürdige Gotteshaus. Feierliche Orgelklänge künden den Beginn der heiligen Feierstunde. Vor dem von hohen Kerzen hell erleuchteten, festlich mit feinen Blumen geschmückten Hochaltar nehmen die Kinder mit ihren „Weibbünden“ Auf-



Kinder sammeln das Weihbund.

stellung, um gleichsam der Himmelskönigin zu huldigen, wie es im Liede heißt: „Maria, wir empfehlen dir, was grünt und blüht auf Erden, o laß es eine Himmelszier in Gottes Garten werden!“ Bei der Segnung der Kräuter spricht nun der Priester das Gebet: „Allmächtiger, der du Himmel und Erde geschaffen und fort und fort mit Macht beherrschst, segne durch die Fürbitte Mariens diese Kräuter, so wie du einst gesegnet hast die fünf Brote und die zwei Fische in der Wüste und damit 5000 gesättigt. Segne alle Menschen, die davon Gebrauch machen, damit ihnen sei die Gesundheit der Seele und des Leibes. Halte von dem Vieh, das davon kostet, jeden Unfall, jede Krankheit und jede schädliche Einwirkung ab!“

Im Anschluß daran zieht dann die feierliche Prozession um die Kirche, wobei die Kinder mit dem „Weihbund“ in der Hand gemessen voran schreiten. Sorglich wird dasselbe in jedem Hause aufbewahrt. Es erhält meistens den Ehrenplatz im „Herrgottswinkel“ oder dient sonst als Schmuck der Kreuze und Heiligenbilder. Treten Krankheitsfälle beim Vieh ein, bereitet man daraus einen Tee, der alte Schäden heilt. Toben Gewitterstürme, so zündet die Hausfrau auf dem häuslichen Herde von dem „Weihbund“ schnell ein Feuer an, das nach dem Glauben der Ahnen Schutz gewährt vor Blitzschlag und Feuersgefahr.

So spricht aus dem Gebrauch der „Kräuterweihe“ eine tiefe Naturverbundenheit und glaubensfrohe Hingebung an die Allmacht des Schöpfers, der auf die Fürbitte Mariens die ganze Natur schützt und segnet. Das kommt treffend zum Ausdruck in dem Gedicht: „Krautweih“ von Franz Joseph Koch:

„Unsere liebe Frau durch die Felder geht,
ein Morgenwölkchen sie weich umweht,
und fünfundfünfzig Engelein,
die wollen der Herrin zu Diensten sein.

Elf, die da tragen des Schleiers Rand,
daß er nicht schleife durch Ginster und Sand.

Elf, die da bringen den Weihkrug,
dem sie zu Nazareth Wasser trug.

Und trifft ein Tropfen die Wiesenau,
rings sprießen Blumen himmelblau.

Und rinnt ein Tropfen ins Ährenfeld,
kein Hagelwetter es jäh zerschellt.

Ein Tropfen, der in den Weinberg rollt,
läßt doppelt quellen der Trauben Gold.

Ein Tropfen, der in die Kräuter fällt,
er spendet Gesundheit der Krankenwelt.“

Als die Sicheln rauschten.

Erntegeräte zu unserer Großväter Zeiten.

Schnell gehen heute im Vergleich zu früher die Erntearbeiten vonstatten. Die verschiedensten Maschinen leisten die wirksamsten Dienste. Grasschneider, Flügelmäher und Selbstbinder beschleunigen das Tempo der Erntearbeit. Tritt nicht eine unerwünschte Stockung infolge Regenwetters ein, dann spricht man allgemein von der landläufig gewordenen Regel: „Acht Tage mähen, acht Tage einfahren.“

Wie unendlich viel Zeit und Mühe erforderte dagegen einstmal's die Ernte, als man nur die einfachsten Handgeräte zur Verfügung hatte. Kaum findet man davon bei der heutigen Jugend der Dörfer noch eine Vorstellung. Längst sind die alten, ehrwürdigen Werkzeuge vergessen. Sie hängen verrostet und von Würmern zerfressen als stumme Zeugen der Vergangenheit in irgend einer verlassenen Ecke der Böden oder in dem sogenannten „Zeiseckenwinkel“

der Scheunen und Ställe. Da befindet sich zuweilen unter anderem Gerümpel noch der alte „Sei“. Er kündet von kümmerlichen, armseligen bäuerlichen Verhältnissen. Bei der damals vorherrschenden Weidewirtschaft nahm der Getreideanbau nur einen geringen Umfang an. Dazu litten die Felder gar oft unter verheerendem Mäusefraß. Von einem älteren Freunde in Algernissen wurde mir z. B. wiederholt erzählt, daß man dort im Hungerjahre 1848 den ganzen Bestand von drei Morgen Roggen auf einem einspännigen zweirädrigen Karren einfahren konnte. Es wäre auch sonst schon damals kaum möglich gewesen, ausschließlich mit dem „Sei“ das gesamte Mähen in der Ernte zu bestreiten. Als Vorläufer der Sense trat er an die Stelle der noch älteren Sichel. Diese wird heute nur noch von den Frauen beim Abnehmen und Binden gebraucht.

Das Mähen mit dem „Sei“ war eine sehr mühselige Arbeit. Dabei wurde mit dem „Mathafen“, der gleichzeitig sich in der linken Hand befand, das Abgemähte zum „Schwad“ herüber geworfen. Einen wesentlichen Fortschritt stellte darum schon die eigentliche Sense dar. Ein großes hölzernes Gestell diente daran ursprünglich als Bogen. Das „Reef“ wurde mit hölzernen Harken zusammengebracht.

Zu den veralteten Erntegeräten, die im „Zeiseckenwinkel“ ein verlassenes Dasein führen, gehören ferner der Dreschflegel und der „Himpten“. Man unterschied den flachen und den hohen Himpten. Der flache Himpten diente zum Messen des Getreides (Maß gestrichen voll!), der hohe Himpten zum Messen der Kartoffeln und des Obstes (gerütteltes Maß!).

Über all diese alten Geräte, an die sich ein Stück Wirtschaftsgeschichte knüpft, ist das Zeitalter der Maschine hinweggeschritten. Unsere Sensen rosten, der muntere Taktschlag der Drescher verstummt, das Mühlrad vor der Windmühle fängt an zu vermodern. Aber der Kern der bäuerlichen Arbeit bleibt immerfort derselbe, Brot zu schaffen für die Kinder unsres Volkes.

Gottes Segen und des Bauern Hand erhalten uns das ganze Land!

Alte Trachten aus dem Vorsumer Kaspel.

In die letzten Sonnentage des scheidenden Sommers schleicht sich ganz behutsam als Dritter im stetig wechselnden Reigen der Jahreszeiten der Herbst hinein. Schon liegt der St. Matthäustag hinter uns, an welchem in Algernissen beim Festmahle zum Kirchenpatronatstage nach altüberlieferter volkstümlicher Redewendung „die Fliegen verzehrt werden“. Früher



Vier fleißige Helferinnen des Bauern in alter Tracht.

bedeutete nämlich der Abschluß der Erntearbeiten auch das Ende des Sommers. Mit Matthäus begann eben die kalte Jahreszeit, in welcher die Fliegen, die sonst zum lebenden Inventar jeder rechtschaffenen Bauernstube gehörten, verschwinden mußten.

Immer mehr tritt nun draußen in der Flur eine herbstliche Stimmung, die an wehmutsvolles Abschiednehmen erinnert, deutlich in Erscheinung. Auf leeren Stoppelfeldern zieht der Pflug schweigend seine Furchen. Lange Rauchfahnen der Kartoffelfeuer wallen Abend für Abend über die sonst öden Äcker. Längst verklungen ist hier bereits das hohe Lied der Erntearbeiten, verhallt das eintönige Rattern der Mähmaschinen und das schwirrende Rauschen der schneidenden Sensen. Lastlos haben Wagen auf Wagen schwer beladen das reife Korn heimgebracht auf den Hof. Voll gepackt stehen Scheunen und Schober da. Sicher geborgen liegt der goldene Himmelsseggen unter Dach und Fach, bereit zum Verwandeltwerden in „unser tägliches Brot“.

Wieder geschlossen damit ist der, so lange die Erde steht, unaufhörliche Kreislauf der bäuerlichen Jahresarbeit. „An den Ring des schwindenden Jahres hängt sich ein neuer an als Glied der goldenen Kette, die spielend durch des Schöpfers Hand gleitet.“ (Wibbelt.)

Auf der Schwelle des vergangenen und des kommenden Wirtschaftsjahres aber steht alljährlich für den Bauern und heute wieder für das ganze deutsche Volk ein Tag der inneren Besinnung und des tiefempfundenen Dankes. Es



Wir sagen Dank für deine Gaben.

Tage der Erinnerung und Besinnung all die Bilder fleißigen Schaffens und Wirkens auf den Fluren und Auen an unserem Blick vorüber. Ein neues Leben ging nach des Winters dunklen Tagen durch das Land. Es klangen Frühlingslieder über Flur und Wiese und atmeten Lust und Glück und Hoffnung. Freudig spannte, wie es im Liede heißt, „der Bauer die Köpfelein an und setzte seine Felder und Wiesen in Stand.“

Bald hoben Millionen von Saatspizzen und Halmen ihr Haupt empor und standen da in ihrer hoffnungsvollen dunkelgrünen Farbe. Auf das Säen folgte die Hackzeit mit ihren Arbeiten und Mühen. Welch herrlichen Anblick gewährten dann zu Beginn des Sommers die wogenden Getreidefelder. Wie hoch war da des Bauern Herz von Stolz erfüllt, wenn er vor seinem Acker stand und all die „vielen Ähren“ sah. Aber auch ernste Sorgen stiegen in ihm auf, je näher die Ernte herankam. Konnte nicht noch ein Unwetter seine Hoffnung vernichten am Tage vor der Ernte? Das Mailäuten, die Bitt-

ist das Erntedankfest, das in den Stiftsdörfern am letzten Sonntag im September kirchlich und sonst überall im Reiche am ersten Sonntag im Oktober gefeiert wird. Auf uralte Zeiten gehen Erntesitten und -gebräuche zurück. So gehören die Erntedankfeiern mit zu den ältesten Festen der Menschheit. Diese hat wahrlich allen Grund zur tiefsten Dankeserweisung für die Allmacht und Güte Gottes, der die Mühe des Landmanns segnete, die Felder, auf denen das Getreide dem Schnitt entgegenreifte, die Wiesen, die Gärten und Weinberge reiche Frucht tragen ließ. Noch einmal ziehen an diesem

prozessionen, die Bittmessen, die Erntebittandachten und das „Meltmausläuten“ den Sommer hindurch kündeten davon, wie sehr die Dorfgemeinschaft sich der Vorsehung Gottes anbefahl.

Mit dem Jakobstage begann dann die ersehnte goldene Erntezeit. Heiß und schwer war der Tage Arbeit. Fast wollten die Hände lahm und müde werden. Aber dennoch blieben die Augen hell, leuchteten auf am Sonnen- und Ernteglanz. Noch einmal gedenken wir am Erntedankfeste all der Stunden und Tage, die uns hinausführten ins Ährenwogen des Erntefeldes, wo Sensen klangen und Garben von der Mähmaschine fielen.

Im froh bewegten Zuge wurde hierauf an einem Tage das letzte Fuder hereingeholt. Die stattliche Erntekrone fand ihren Platz unter der Decke auf der großen Hausdielse. Abends oder einige Tage später vereinigte schon ein Hof-Erntefest Herrschaft und Gesinde zu gemeinsamer fröhlicher Feierstunde. Das Erntedankfest der gesamten Pfarrgemeinde aber findet, wie schon erwähnt, seit altersher am letzten Sonntag im September statt. Es fällt mit der Feier des St. Michaelistages zusammen. Dieser galt früher ähnlich wie Johanni und Martini als bekannter und wichtiger Zeitpunkt, an dem der Termin für Zahlung von Abgaben mannigfacher Art war. In Vorsum mußten zu Michaelis der Lamm- oder Fleischzehnte abgeliefert, die Pachtgelder für die Gemeindekrüge und das Gemeindebackhaus gezahlt werden. Als Patron des Stiftes Hildesheim genoß St. Michael eine besondere Verehrung. — Von dem fröhlichen Festschmause aus Anlaß des Erntedankfestes spricht auch der volkstümliche Reim, ähnlich wie bei Pfingsten:

„Micheilich, Micheilich,
denn slachtet möin Boader en Vock,
denn danzet möine Mudder,
denn danzet möine Mudder,
denn flükt dái reohe Rock!“

Allerlei Vorbereitungen wurden bereits Tage zuvor getroffen. Die Frauen und Mädchen hielten fleißig großen Hausputz. Der Fußboden in der Wohnstube wurde blank geschauert und neu mit frischem weißen Sand bestreut. In dem mächtigen „Bactroge“ rührte die Hausfrau den Teig für Platenkuchen an. Gleichzeitig kernten die Mädchen Zwetschen aus; denn so ein obligater Zwetschenkuchen durfte doch am Erntefeste nicht fehlen. — Tüchtig hatten die Mannsleute zu diesem Zwecke die Bäume im Obstgarten geschüttelt, wie es im Vorsumer Bauernliede heißt:

„Im Herbst schau ich die Bäume an,
Seh' Aepfel, Birn' und Zwetschen dran,
Und sind sie reif, dann schütt'le ich sie,
So lohnt Gott der Menschen Müh.“

Ein guter kräftiger Erntebraten gehörte weiter selbstverständlich mit dazu. So gab es bis spät am Samstagabend vielerlei zu tun, um das Fest bis in alle Einzelheiten vorzubereiten.

Am folgenden Sonntagmorgen aber riefen die Erntedankglocken mit ihren ernstesten feierlichen Klängen die ganze Gemeinde ins Gotteshaus, um hier aus „der Seele Grund, dem höchsten Herrn Dank zu sagen“. Zum letztenmal in dem zu Ende gehenden Sommer zog dann die Prozession um die altehrwürdige Kirche. Wuchtig erklangen während des anschließenden Hochamtes die Strophen der altüberlieferten Gesänge:

„Du wirst immer für uns sorgen,
So wie heute, jeden Morgen,
Drum ist uns're Zuversicht
Jederzeit auf dich gericht'."

Oder Verse, die gerade heute sehr zeitgemäß erscheinen:

„Wir Bauern steuern der Hungersnoth,
Indem wir bauen das tägliche Brod,
Fürs Land und für die Städte,
Wenn der Bauer nicht fein wacker
Auf dem Acker schaffen thäte,
Auch der Herr kein Brod nicht hätte!“

Zum Kirchgang am Erntedankfestmorgen wurde natürlich die beste Kleiderpracht angelegt. Die Männer erschienen gewöhnlich im langen schwarzen Schoßrock und mit hohem Zylinder. Recht malerisch nahm sich die Tracht der Mädchen und Frauen aus.

Zur Schau kam dieses namentlich bei der üblichen Sonn- und Festtagsform. Dazu gehörte zunächst ein langer, bis auf die Füße herabhängender Kleiderrock aus schwarzem oder farbigem Tuch. Aus demselben Stoff war eine eng anliegende, vorn zu knöpfbare Taille angefertigt. Bedeckt wurde diese zum größten Teil durch ein Umhangtuch, das sich dreieckig zusammen geschlagen über die Schultern legte. In drei langen Spitzen hing es im Rücken und vorn glatt herab. Unter dem Kinn und auf der Brust hielten Nadeln oder Spangen das Tuch geschlossen. Neben Ohr- und Fingerringen dienten Broschen und an breiten goldenen Halsketten hängende kostbare Brustkreuze als Schmuckgegenstände.

Die typische Kopfbedeckung bildeten die Bandmützen. Es waren dies kleine runde, etwa 10 bis 15 Zentimeter hohe Hauben, die innen mit weißem Fadenstoff und außen mit farbigem Tuch überwoben waren. Die Haarfrisur paßte sich mit dem hinten auf dem Scheitel zusammengeknöteten „Nest“ diesen Mützen an, deren Deckel nicht selten mit gestickten Blumen, Silber- oder Goldgeweben geziert waren. Gewöhnlich unterschied man Spannig-, Gold-,



Der Bäuerin Kirchgang im festlichen Gewande.

Blenker-, Treßsen- oder Vollmützen und die eigentlichen Bandmützen. Die Spannigmützen galten als die kostbarsten. Sie wurden nur von den Frauen der Vollspänner-Höfe an den hohen Festtagen getragen. Die Bezeichnung Spannigmütze mag so von Spann oder Vollspanner herrühren. Rundum war die im Vergleich zur Bandmütze größere Kopfschaube mit schwerem Goldgewebe in Herz- und Sternform besetzt. Ein solcher Stern kostete einen Taler. Den unteren Rand zierte eine weiße Spitze. An Stelle der langen Bänder war dem Rücken zu an der Haube nur der „Poll“ in Röhrenschleifenform angebracht. Ein Kinnband hielt die Mütze auf dem Kopfe

fest. Verdeckt wurde dieser durch ein in der Farbe des Polls gehaltenes breiteres kurzes Band. Zu der Spannigmütze trugen die Frauen das „Schalltuch“. Dies war kleiner und bedeutend leichter als die Wiener Schalltücher. Es zeichnete sich aber durch prächtigere Farbenfreudigkeit aus. Die Gold- oder „Blenkermütze“ unterschied sich von der Spannigmütze nur durch das geringere Goldgewebe. Es bestand lediglich aus einfachen Goldfäden oder Treßsen, daher die Bezeichnung Treßsenmütze. Sie galt als die eigentliche Vollmütze. Im Gegensatz dazu befanden sich an den gewöhnlichen Bandmützen lange, im Rücken herabwallende breite Bänder. Nach den Kirchenfarben hatte man hauptsächlich rote, grüne, blaue und schwarze Bandmützen, die an den gewöhnlichen Sonntagen, der jeweiligen kirchlichen Liturgie entsprechend, getragen wurden. Dazu gehörten die schweren, mit Fransen besetzten Wiener Schalltücher.

Infolge der modernen Wirtschaftsentwicklung kamen diese ursprünglichen



Treu verbunden der Heimatscholle.

die durch göttliche Allmacht in den geheiligten Boden unserer Heimatscholle gelegt worden sind. Mit der jetzt abgeschlossenen Ernte ist des Bauern Werk nicht beendet. Immer und immer wieder wird durch sein unermüdliches Schaffen im goldenen Dreiklang von Säen, Beten, Ernten die Erhaltung unserer deutschen Volkskraft sichergestellt. Wie an keinem andern Tage im Jahre kommt die feste und unlösliche Verbundenheit von Blut und Boden so zum Ausdruck, wie gerade am Erntedankfeste. Es soll darum stets die Stimmung in uns wecken, die der Dichter schildert mit den Worten:

Und heimatfroh umfaßt mein Blick die Runde
Und grüßt des Stromes helle Silberspur.

Nur ein Gebet lebt mir im Herzensgrunde:

Herr, segne, segne meine Heimatsflur!“ (M. Braunsfels.)

Volksstrachten restlos zum Verschwinden. Geblieben aber sind zum allergrößten Teil die Sitten und Gebräuche, die sich an das Erntedankfest knüpfen. So läuten noch die Erntedankglocken vom hohen Kirchturm über Dorf und Flur wie vor Zeiten. Ergriffen lauschen wir den tiefen ernsten Klängen. Wir lassen unsere Seele ausruhen auf diesen Klangwogen, und dankerfüllt beten wir in der feierlichen Prozession, die um die Kirche zieht. Freudig stimmen wir ein in das festliche „Großer Gott, wir loben dich“ am Schlusse des Erntedankgottesdienstes. Aber nicht nur zum aufrichtigen Danken soll uns der Erntedanktag verpflichten, sondern auch zur höchsten Ehrfurcht vor den geheimnisvollen Naturkräften,